

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 41.

März 1895.

No. 3.

---

(Eingefandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

---

(Fortsetzung.)

Nein, sagen daher auch die meisten Vertreter der Visionshypothese, die Sache war ganz anders. Die Jünger erwarteten die Auferstehung Christi. Sie konnten es sich nicht denken, daß Jesus todt sei, dazu hatte seine ganze Erscheinung einen zu mächtigen Eindruck auf sie gemacht. Sie befanden sich in einem Zustand fieberhafter Erwartung und Erregung und dann kommt es bei empfänglichen Personen gar leicht zu allerlei Gesichtern und Visionen. Es dürfte nicht uninteressant sein, die Vertreter dieser Theorie selbst reden zu hören. So faßt C. Th. Keim alles zusammen: <sup>1)</sup> „In Wahrheit war er ihnen auch gar nicht gestorben, den Frauen unter dem Kreuze im Voraus nicht, aber den Aposteln noch weniger, da sie ihn nur als Lebenden, als Starfen bis zum letzten Augenblick gesehen, da sie sein Leiden, Schmachten, Sterben, Begrabenwerden gar nicht erlebt hatten, da sie endlich in Galiläa, fern von den Niederlagen und Gräbern Jerusalems wieder so ganz auf seinem, auf ihrem Boden, auf dem Boden seiner Erfolge, Kräfte, Triumphe standen und in der Liebes-, in der Gemeinschaftskette, welche sie unter einander von Neuem schlossen, welche sie sichtlich auch auf die Familie Jesu erweiterten, das Fortleben und Fortregieren des Meisters in seiner Gemeinde deutlich verriethen. Nun denn in solcher Hochfluth grenzenloser Erregung, gesteigert durch den Abbruch der Nahrung und die fiebernden Stimmungen des Abends, zergehen erfahrungsmäßig die Grenzlinien innerer und äußerer Welt und Auge und Ohr sind im Voraus mitzitternde Glieder dieser inneren, wogenden Geisteswelt, während ihr Dienst

---

1) Citirt bei Rebe a. a. O. S. 155 f.

gleichzeitig nach außen läuft und in seltsamer Ausgleichung und Mischung des Doppelberufs als ein Aeußeres dem Menschen zuträgt, was er im Grunde nur innerlich gesehen, gehört hatte. So entstehen bei überreizten Nerven und Congestionzuständen, bei momentan oder chronisch krankhaften Zuständen des Sensoriums in alten und neuen Zeiten Gesichte, so hat, vom Alten Testament und vom Neuen Testament mit der langen Reihe von Beispielen nicht zu reden, Maximilla, die Montanistin, Christus gesehen, die Jungfrau von Orleans den Erzengel Michael, die heilige Katharina und Margaretha empfangen, Franz von Assisi den HErrn als Seraph, Savonarola die dunklen und hellen Bilder der Zukunft durch den Dienst der Engel geschaut. . . . Begreiflich scheint es also, daß allermeist und zuerst Petrus, der Vertraute Jesu, der Ueberschwängliche zugleich und Willenskräftige, der Mann, der den Lebendigen am vollsten in seiner Seele trug, weil er den Messias vor allen Andern erkannt, begehrt, geliebt und als Unwiderstehlichen bis Gethsemane, bis Jerusalem, bis Galiläa, bis gestern und heute im Stachel seiner Verleugnung erfahren hatte, den HErrn leibhaftig unter seinen Augen zu sehen glaubte, der keinen Augenblick aufgehört hatte, in seinem Geiste und Gewissen die beseligende und strafende Herrschermacht zu sein und der jetzt geistig nach Galiläa kam, um nach einem Wort von Lactanz seine Apostel zu suchen. Glaubte Petrus, so stand der Weg des Glaubens und des Schauens weithin offen, auch für die Zwölfe, auch für die Fünfhundert; und der Auftrag Jesu erfüllte sich in leichter Weise: wenn du umkehrst, so befestige die Andern. Die lebhaften Affecte menschlicher Natur haben eine ungemeine Verbreitungsfähigkeit. Lachen und Weinen, Niedergeschlagenheit und Enthusiasmus, selbst Beseffenheiten sind durch ihre naturalistische Kraft und durch den Rücktritt der ruhigen Geisteskräfte entschieden contagiös, ansteckend, wie der Schnupfen, sagt Lessing in seiner Art. Religiöse Begeisterung und Entzückung springt zweifach über, weil die Macht der Naturverwandtschaft sich verdoppelt durch den Geistesbund und die sympathische Grundstimmung auch des Unbetheiligten. Schon das Alte und Neue Testament zeigt das Ueberspringen der Prophetie, des Zungenredens auch auf die Neutralen. Die Geschichten der Montanisten, der Flagellanten, der Wiedertäufer, der Quäker, der Camisarden und Appelanten, der Methodisten und Irvingianer wird man nicht leugnen wollen. Von Einem lief's zum Andern, von Einigen in die Massen." Man macht von dieser Seite auch noch besonders darauf aufmerksam, daß Maria Magdalena die erste Erscheinung von dem Auferstandenen gehabt habe. Man gibt zu bedenken, daß der HErr ja aus dieser Magdalena sieben Geister ausgetrieben habe, daß sie also eine beseffene Schwärmerin gewesen sei, die alle Geistesanlagen zu Visionen und Gesichtern gehabt habe. Allerdings, wenn man so, wie die Vertreter dieser Theorie thun, einfach Geschichte construirt, wenn man einfach nach Gefallen die Thatfachen verdreht und fälscht, oder ausläßt, oder neue erfindet und einschiebt, dann kann man schließlich alles



beweisen und erklären, was man will. Vor den geschichtlichen Thatsachen kann dieses natürlich alles nicht bestehen.

Aus fieberhafter Erregung ihrer Phantasie, aus überspannter, religiöser Begeisterung sollen also die Jünger allerlei Visionen gehabt und sich dann eingebildet haben, der HErr sei wirklich und leibhaftig auferstanden und von ihnen gesehen. Das kann vor der nüchternen menschlichen Vernunft nicht bestehen und ist mit den geschichtlichen Thatsachen unvereinbar. Nur dann wären doch solche Gesichte möglich gewesen, wenn die Jünger wirklich mit gespannter Erwartung auf die Auferstehung ihres HErrn und Meisters gehofft hätten. Aber wir finden bei den Jüngern das gerade Gegentheil. Sie hofften keineswegs auf Christi Auferstehung, ja, obwohl sie der HErr während seines irdischen Lebens zu wiederholten Malen darauf hingewiesen und damit getröstet hatte, daß er am dritten Tage wieder auferstehen werde, so dachten sie in jenen Tagen ihrer Betrübniß kaum noch daran. Der unerwartete Kreuzestod des HErrn, der zu ihren fleischlichen Messiasshoffnungen so ganz und gar nicht paßte, hatte die Jünger so tief erschüttert, so bestürzt und verwirrt gemacht, daß sie die Hoffnung auf Erlösung ganz aufgegeben hatten. Wir lernen die damalige Stimmung der Jünger so recht kennen an jenen beiden, denen der HErr erschien auf dem Wege nach Emmaus. „Wir hofften“, so sprachen sie zu dem ihnen unbekannten Wandersmann, „er sollte Israel erlösen“ (Luc. 24, 21.). Wir hofften das wohl, so wollen sie sagen, aber nun ist dieser Prophet, „mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk“, von unsern Hohenpriestern und Obersten überantwortet zur Verdammniß des Todes und gekreuzigt. Nun ist es mit ihrer Hoffnung vorbei. „Aber doch (ἀλλὰ γὰρ, bei alledem)“, so fahren sie fort, „ist heute der dritte Tag, daß solches geschehen ist.“ Ein leiser Hoffnungs-schimmer bricht durch ihre Worte hindurch. Zu oft und zu deutlich hatte der HErr seine Jünger auf den dritten Tag hingewiesen. Doch die Ereignisse dieses Tages haben sie nicht befriedigt. Sie sagen weiter: „Auch haben uns erschreckt etliche Weiber der Unsern, die sind frühe bei dem Grabe gewesen, haben seinen Leib nicht gefunden, kommen und sagen, sie haben ein Gesicht der Engel gesehen, welche sagen: er lebe. Und etliche unter uns gingen hin zum Grabe und fanden's also, wie die Weiber gesagt hatten, aber ihn fanden sie nicht.“ Die erste Kunde von dem leeren Grabe und der Erscheinung der Engel belebte nicht etwa die Hoffnung der Jünger, sondern drückte sie ganz und gar darnieder. „Ihn aber fanden sie nicht“, in dieser hoffnungslosen Klage klingt ihre Rede aus. Nun ist auch die letzte leise Hoffnung auf den dritten Tag dahingeschwunden. Und so war es bei allen Jüngern. Nirgend's sehen wir eine Spur davon, daß die Jünger auf die Auferstehung warteten. Die Frauen bereiten ruhig die Specereien und Salben zum Begräbniß des HErrn. Die Jünger wagen es nur ganz heimlich bei verschlossenen Thüren zusammenzukommen aus Furcht vor den Juden. Nirgend's ein Zeichen von Hoffnung. „Die Apostel“, so sagt

Luther, „lagen da verschlossen nicht allein verzagt und schüchtern, wie eine Heerde ohne Hirten, sondern auch mit bösem Gewissen.“<sup>1)</sup> Wie sollten da mit einem Male Visionen von dem Auferstandenen kommen, da sie gar nicht erwarteten, ihn zu sehen? Wodurch sollte diese Ekstase plötzlich entstanden sein?

Sehen wir uns ferner die Erscheinungen des Auferstandenen an. Machen sie etwa den Eindruck von Visionen und Gesichtern einer erregten Phantasie? Durchaus nicht. Nicht verschwommen und undeutlich, wie Gesichte zu sein pflegen, sind diese Erscheinungen des HErrn. Der HErr bleibt längere Zeit bei seinen Jüngern, er unterredet sich mit ihnen, läßt sich von ihnen antasten, ißt und trinkt mit ihnen 2c. Das sind keine Phantasiegebilde. Der HErr ist ihnen auch nicht nur des Abends erschienen bei dem trüben Dämmerlicht, sondern zu jeder Tageszeit. Er ist an den verschiedensten Orten von ihnen gesehen worden, in Jerusalem, in Galiläa, im verschlossenen Zimmer, auf einem Berge, am See Genesareth 2c. Auch ist der HErr nicht nur einzelnen von ihnen erschienen, sondern auch allen auf einmal. Wie ist es denkbar, daß so viele Jünger, mehr als fünfhundert Brüder zusammen, wie Paulus uns versichert, zu gleicher Zeit genau dieselbe Vision und Erscheinung gehabt haben sollten? „Daß ein einzelner Mensch im aufgeregten Zustand ein Gesicht hat, oder dauernd, wie man das nennt, das Gesicht hat, das ist denkbar, daß aber Zwölfe, daß sämtliche Apostel, ja, daß mehr als fünfhundert Brüder erstlich Visionäre gewesen und zweitens in demselben Augenblick ganz dasselbe Gesicht gehabt haben, das ist undenkbar. Einem kritischen Zweifler, der das für wahrscheinlich hält, kann man unbedenklich den Rath ertheilen, an seiner eigenen Kritik zu zweifeln.“<sup>2)</sup>

Und waren denn wirklich die Apostel so leicht zu täuschen? Waren sie solche Männer, die sich so leicht von den Schwärmereien und Phantasiegebilden einiger aufgeregter Leute hätten anstecken lassen? Wir wissen von ihnen das Gegentheil. Sie waren sehr nüchterne Leute. Sie kannten auch Gesichte und Visionen und wußten sie sehr wohl von der objectiven Wirklichkeit zu unterscheiden. Die Apostel nahmen die Berichte der Frauen und einzelner Jünger, daß sie den HErrn gesehen hätten, nicht unbesehen hin. Sie wollten zuerst nicht glauben, sondern erklärten diese Erscheinungen für Gesichte und Märchen. Zu wiederholten Malen mußte der HErr ihnen erscheinen und sie strafen um ihres Unglaubens und ihres Herzens Härte willen. Erst als sie den HErrn mit ihren leiblichen Augen gesehen, als sie seine Stimme gehört, seinen Leib betastet hatten, als ihre eigenen Sinne sie überführten und sie an der Wahrheit der Auferstehung Christi nicht mehr zweifeln konnten, da erst glaubten sie. Man kann wahrlich den Jüngern nicht Mangel an Prüfung oder Leichtgläubigkeit vorwerfen.

1) St. L. XI, 635.

2) Rahnis, die Thatsächlichkeit der Auferstehung Christi.



Doch, so werfen manche Gegner der Auferstehung ein, ist es nicht möglich, anzunehmen, daß diesen Visionen der Jünger, die allerdings als bloße Einbildungen ihrer Phantasie nicht zu erklären wären, etwas Reales, etwas Objectives zu Grunde gelegen hat? Es war der Geist Christi, der auf die Apostel wirkte. Wohl ist Christus nicht leiblich auferstanden, sein Körper hat mit diesen Erscheinungen nichts zu thun, sondern ruht im Grabe, aber Jesu Seele, Jesu Geist lebte fort und vermittelte den Jüngern sein Leben, seine Gegenwart. Und was der Geist Christi auf sie wirkte, nahm bei dem damaligen Zustande der Jünger die Gestalt einer Erscheinung, eines Gesichtes an. So erklärt es sich, daß alle Jünger zu gleicher Zeit dieselbe Erscheinung hatten, dieselben Worte zu hören glaubten. So sagt z. B. Alex. Schweizer, es sei den Gesichtern eine Realität, jedoch anderer Art (als die leibliche) zuzuschreiben. „Statt die leibliche Auferstehung zu pressen, heben wir die reale, bleibende Auferstehung hervor.“ Bei einem andern Vertreter dieser Richtung heißt es: „Er“ (nämlich Jesus) „war noch nicht heimgegangen, sein Geist hatte sich noch nicht mit dem großen Geiste vereinigt, und er vermochte deshalb seinen im Erdenleben zurückgelassenen Lieben die Apparenz seiner leiblichen Gegenwart zu erregen.“<sup>1)</sup> Also zu Gespenstererscheinungen macht schließlich die moderne Wissenschaft die Erscheinungen des auferstandenen Christus, um dem Wunder seiner Auferstehung zu entgehen. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“

Es braucht nicht lange bewiesen zu werden, daß auch diese Auffassung vor den geschichtlichen Thatfachen, wie sie in dem Zeugniß der Jünger vorliegen, nicht bestehen kann. Wohl hielten auch die Jünger, wie Lucas (24, 37.) berichtet, den auferstandenen Jesum zuerst für einen Geist, für ein Gespenst, aber der Herr selbst nahm ihnen diesen Wahn, er überzeugte sie aufs allergewisseste, daß seine Erscheinung keine Geistererscheinung sei. Er ließ sich nicht nur flüchtig vor ihnen sehen, sondern er zeigte ihnen seine Hände und Füße mit den Nägelmalen, er ließ sich von ihnen antasten, daß sie sich überzeugen sollten, daß er Fleisch und Bein habe. Er hat längere Zeit, vielleicht stundenlang bei ihnen gewelt und sich mit ihnen unterredet, er hat mit ihnen gegessen und getrunken. — Aus den Berichten der Evangelisten geht also hervor, daß die Apostel auf das festeste von der Auferstehung Christi überzeugt waren und auch überzeugt sein konnten. Man muß entweder die leibliche Auferstehung Christi zugeben, oder die Berichte der Apostel und damit das ganze Christenthum verwerfen.

Ohe wir jedoch hier abbrechen können, müssen wir noch insonderheit eingehen auf das herrliche Zeugniß des Apostels Paulus im 15. Capitel seines ersten Corinthhebriefes. Gerade die Vertreter der Visionshypothese berufen sich häufig darauf und suchen dadurch ihre Sache zu stützen. Man argu-

1) Siehe Greiner a. a. D. S. 32. 34.

mentirt auf Grund dieses Zeugnisses etwa also: Paulus stellt hier die Christuserrscheinungen, welche den älteren Aposteln zu Theil wurden, auf gleiche Linie mit der, welche er selbst auf dem Wege nach Damascus hatte. Diese Christuserrscheinung des Paulus aber war nachweislich eine Vision, ein Vorgang, der lediglich im Geiste Pauli vor sich ging, dem keine geschichtliche Realität zukommt, also sind auch die andern Erscheinungen Christi nur solche Visionen gewesen, ohne objectivē Wirklichkeit. Nach diesem Berichte des Paulus muß man die entgegenstehenden Berichte der Evangelisten corrigiren. So etwa argumentiren die Gegner.

Aber, wenn wir dieses herrliche Zeugniß für Christi Auferstehung genauer ansehen, so finden wir das Gegentheil bestätigt. Nicht von der Erscheinung, die ihm zu Theil wurde, geht der Apostel aus, sondern von den Erscheinungen der älteren Apostel. Christus ist auferstanden „nach der Schrift“, wie es in der Schrift des Alten Testaments geweissagt war, das ist sein erster Beweis für Christi Auferstehung; und dann ist er auch gesehen von Kephas, von den Zwölfen 2c. (B. 14. ff.). Der Apostel weist seine Gemeinde hin auf das Zeugniß von mehr als fünfhundert Brüdern, von denen damals noch viele lebten, und die alle bezeugten, daß sie den HErrn leiblich gesehen hätten. Und wenn der Apostel dann hinzufügt: „Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden“, so versichert er damit, daß auch er, nicht etwa in einer Vision, sondern, wie die andern Apostel, wirklich und wahrhaftig und zwar leiblich den HErrn gesehen habe, als den Lebendigen, leiblich Auferstandenen. — Gerade auf die leibliche Auferstehung kommt es dem Apostel in seiner ganzen Beweisführung an. Er will in diesem Capitel die Auferstehung des Fleisches beweisen, und gründet dabei unsere Auferstehung, die Auferstehung der Gläubigen, auf Christi Auferstehung. Wer die Auferstehung der Todten leugnet, der muß auch Christi Auferstehung leugnen. Ist aber Christi Auferstehung, eben seine leibliche Auferstehung nichts, dann fällt das ganze Christenthum dahin. Mithin stoßen die Leugner der Auferstehung durch die Consequenzen ihrer falschen Lehre das ganze Christenthum um. Aber Christi Auferstehung ist fest und gewiß, sie wird uns bezeugt durch die Schrift des Alten Testaments, sie ist uns bezeugt durch alle Apostel und viele andere Augenzeugen, auch ich selbst bin Zeuge dafür, denn ich habe den HErrn ebensowohl wie die andern wirklich gesehen. Und Christus, der leiblich auferstanden ist, über den der Tod keine Macht hat, der ist nun der Erstling worden unter denen, die da schlafen, er verbürgt uns unsere leibliche Auferstehung. So verläuft der Beweis des Apostels. So viel geht zunächst unwiderleglich aus diesem Zeugniß hervor: Der Apostel Paulus hat wirklich geglaubt, er war davon fest überzeugt, daß er den HErrn nicht in einer Vision, in einem Gesichte, sondern leibhaftig gesehen habe. Das gibt selbst ein F. C. Baur zu, „daß Jesus, nachdem er den Aposteln und den übrigen Gläubigen erschienen war, zuletzt auch ihm



sichtbar erschienen sei, war die entschiedenste Ueberzeugung des Apostels, 1 Cor. 15, 8. 9, 1<sup>1)</sup>. Gerade so hören wir auch den Apostel an andern Orten sprechen. So sagt er 1 Cor. 9, 1.: „Habe ich nicht den HErrn Jesum Christum gesehen?“ Der Apostel vertheidigt hier sein Amt gegen die falschen Propheten, er zeigt ihren Herabsetzungen gegenüber, daß er nicht geringer sei als die andern Apostel, denn auch er habe den HErrn leidhaftig gesehen. Ferner bezeugt der Apostel Gal. 1, 16., „daß Gott seinen Sohn in ihm geoffenbart habe“, und weist damit ohne Zweifel auf diese Erscheinung auf dem Wege nach Damascus hin, und gründet darauf seine Bekehrung und seine Berufung zum Apostelamt.

Doch die Gegner sagen: Wohl, Paulus mag geglaubt haben, er mag davon überzeugt gewesen sein, den HErrn leiblich gesehen zu haben, aber es war eben eine Täuschung. Was in einem erregten Augenblick seine eigne Phantasie ihm vorspiegelte, das hielt er eben für eine äußere Thatsache. „Mag daher auch der Apostel“, so fährt Bauer fort,<sup>2)</sup> „auch noch so entschieden geglaubt haben, den erschienenen Christus wirklich und, wenn man will, sogar äußerlich gesehen zu haben, er bezeugt immer nur, was er gesehen zu haben glaubte.“ Und dieser Glaube des Apostels beruhte eben auf einer Täuschung seiner Sinne.

Aber, so antworten wir, sollte Paulus, dieser scharfe Dialektiker, sich so leicht getäuscht haben? Sollte er nicht erlebte Thatsachen von Visionen und Gesichtern haben unterscheiden können? Der Apostel hat auch Gesichte gehabt; er erzählt selbst davon 2 Cor. 12, 1. ff. Aber wie ganz anders redet der Apostel von diesen Gesichtern. Er nennt ausdrücklich, was er gesehen und gehört hat, ein Gesicht, er spricht sich über seinen Zustand sehr zurückhaltend aus. Er gründet auf das, was er gesehen hat, keine Lehre. Die Erscheinung dagegen, welche er auf dem Wege nach Damascus hatte, stellt der Apostel als Thatsache hin und nicht als ein Gesicht, er gründet auf ihre Thatsächlichkeit die Wahrheit seines Evangeliums. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann sich hier täuschen konnte, der selbst Visionen gehabt und als solche erkannt hat.

Und ferner, wie soll man sich denn eine solche Vision des Apostels erklären. „Ueberall“, so schreibt ganz richtig Greiner,<sup>3)</sup> „ist bei der Visionshypothese die Voraussetzung, daß Saulus eigentlich schon vor seiner Vision von der Unhaltbarkeit seines pharisäischen Standpunktes und von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt war. Nur unter diesen Umständen konnte ja überhaupt eine Vision als eine immanente That des eigenen Geistes entstehen. Die visionäre Phantasie ist eine reproductive Thätigkeit. . . . Wo ist nun aber dafür, daß Saulus vor dem, das man seine Bekehrung nennt, schon bekehrt war, auch nur eine Andeutung in der Schrift zu finden?

1) Paulus, der Apostel Jesu Christi, S. 64.

2) A. a. O. S. 65.

3) Die Auferstehung Jesu Christi, S. 81.

Das directe Gegentheil wird vielmehr überall behauptet. Mit Drohen und Morden schnaubt Saulus wider die Jünger des HErrn, und in diesem Gemüthszustand, in diesem tödtlichen Haß gegen Christenthum und Christen geht er nach Damascus. Und da, mitten in seinem Verfolgungszuge, tritt ihm der HErr entgegen und spricht ihm das bedeutungsvolle Wort: „Es wird dir schwer werden wider meinen Stachel zu lösen.“ So und nicht anders stellt es auch Paulus selbst dar, Gal. 1, 13—16.“

Und wäre endlich diese Damascusererscheinung ein Selbstbetrug des Apostels gewesen, so wäre Paulus ja durch einen Selbstbetrug wiedergeboren und bekehrt worden, auf einer Selbsttäuschung ruhte sein Apostelamt, sein Werk, die durch ihn gegründete Kirche.

Es wäre Thorheit, so etwas behaupten zu wollen. Dieses Zeugniß des Apostels steht fest. Paulus hat den HErrn leibhaftig gesehen. Der HErr ist auferstanden.

Wir machen aus diesem allen, was wir bis jetzt gehört haben, mit Rahnis<sup>1)</sup> den Schluß: „Alle Wendungen, welche die Kritik genommen hat, der Auferstehung Christi zu entgehen, haben sich rein wissenschaftlich als unmöglich erwiesen. Scheintod, Sage und Gesicht sind verbrauchte Erfindungen der Kritik.“ Das Zeugniß der Jünger für die Auferstehung ihres HErrn und Meisters bleibt fest stehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Actenstücke des Herrn von Schwarz.

Der Leipziger Missionsdirector Herr von Schwarz hat die verheißenen „Actenstücke“ nunmehr erscheinen lassen und unter diesen auch diejenigen, welche sich auf das Ausscheiden der Missionare Räther und Mohn aus der Leipziger Mission beziehen.

Ein seines Glaubens bewußter und bekenntnißtreuer Lutheraner braucht nur diese, doch von gegnerischer Seite redigirten, Actenstücke zu lesen, um alsbald von Herzen Räther und Mohn zuzufallen. Denn er sieht aus diesen Acten auf das Klarste, daß die beiden Missionare ihres Amtes entsetzt sind, „weil — sie verlangt hatten, daß man sich in der Leipziger Mission zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift bekennen und alle Gegenlehre verwerfen solle; und weil sie verlangt hatten, daß in der Leipziger Mission das Regiment gestellt werde nicht auf papistische Grundsätze von Herren und Untergebenen, sondern auf die recht christlichen Grundsätze von lauter Brüdern in Christo und brüderlicher Unterredung in gottgewollter Liebe und Ordnung“.

1) Die Auferstehung Christi als geschichtliche Thatfache, S. 26.



So haben wir die Sache früher schon, nach privater Kenntnißnahme der Acten, dargestellt. Und so erscheint die Sache auch jetzt.

Herr Director von Schwarz, indem er auf unsere Darstellung zu sprechen kommt, hat an derselben das auszusetzen, daß wir dabei „die voreilige und hartnäckig festgehaltene Aufhebung der Abendmahlsgemeinschaft seitens der Missionare, welche doch für den Verlauf der Angelegenheit entscheidend war, ‚verschwiegen‘ haben“.

Es ist wahr, wir haben das nicht erwähnt. Aber daß Räther und Mohn mit den Leipziger Missionsangehörigen nicht communiciren konnten, so lange ihre völlig gerechtfertigten und nöthigen Forderungen nicht erfüllt waren, verstand und versteht sich für uns und für jeden wahren Lutheraner ganz von selbst. Abendmahlsgemeinschaft muß Glaubens- und Bekenntnißgemeinschaft voraussetzen. Fehlt diese, ja ist diese ausdrücklich in Frage gestellt, so ist Abendmahlsgemeinschaft von Gott verbotener leerer Schein und thatsächliche Verleugnung und Entkräftung des mündlichen Bekenntnisses und Bekenntnißverlangens. Es kam uns gar nicht in den Sinn, besonders zu bemerken, daß Räther und Mohn damals und unter den gegebenen Umständen mit den Leipzigern auch nicht haben communiciren wollen. Den einer ernststen, festen und nachhaltigen Bekenntnißstellung nicht gewohnten Leipzigern freilich muß gerade dieser uns so selbstverständliche Ernst, mit dem die beiden Missionare ihre Forderungen gestellt haben, höchst seltsam und als das eigentlich Entscheidende vorgekommen sein; und Herr Director von Schwarz wirft uns daher ein wenig *naïv* vor, daß wir eben dies Entscheidende verschwiegen haben.

Wir wollen uns den Punkt nicht verrücken lassen. In Räthers und Mohns Sache handelt es sich nicht um ihre Suspendirung der Abendmahlsgemeinschaft; es handelt sich auch nicht um Dieses oder Jenes, auf das Herr Director von Schwarz in seinen Fußnoten und sonst mit Fingern zeigt und das etwa anders und besser hätte geredet und gethan werden können. Es handelt sich lediglich um jene beiden Forderungen.

Und wie hat man bezüglich dieser unsere Missionare beschieden?

Abschläglich. — Und da sie auf ihren Forderungen beharrten, hat man sie gehen heißen.

Und das ist ganz natürlich. Das wundert uns nicht im Geringsten.

Die Leipziger Mission nennt sich eine Mission der evangelisch-lutherischen Kirche und sagt, daß sie sich auf Gottes Wort und das Bekenntniß dieser Kirche gründe. Und es ist wahr, daß sie sich, was ihre zur Vertretung auf der jährlichen Generalversammlung berechtigten Hauptvereine anlangt, thunlichst auf die lutherisch sich nennenden Kirchen nicht nur, sondern wiederum in diesen auf die „positiv christlichen“ Kreise beschränkt. Aber innerhalb dieser Grenzen ist die Leipziger Mission dennoch eine durchaus synkretistische, glaubensmengerische Gesellschaft. Das zu beweisen genügt Ein Probölein aus dem bunten Gewebe ihrer Zusammensetzung: Herr Pro-

fessor Dr. Luthardt, den jeder Theologe kennt, ist Glied des Missionscollegiums und Vicepräsident desselben. Ein bestimmtes, deutliches und von Gotteswegen Alleinberechtigung forderndes Bekenntniß zu irgend einer der vielen unter diesen Synkretisten fraglichen Lehren würde also schlechterdings unmöglich sein, — vor Allem aber das zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift; denn die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift glaubt schier keiner der Herren, welche in der Leipziger Mission etwas zu sagen haben, sondern hält sie für eine unhaltbare Theorie der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts.

Nun forderten Näther und Mohn erstlich, daß man in der Leipziger Mission glauben und lehren und bekennen solle, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort sei; und daß diese Lehre allein gelten solle; und daß alle Gegenlehre verworfen werde.

Hätte Herr Director von Schwarz — was ihm keinen Augenblick in den Sinn kam — dem zugestimmt und versprochen, das ins Werk setzen zu wollen, so hätte man ihn ohne Zweifel mit Näther und Mohn fortgejagt.

Wiederum: hätte Herr Director von Schwarz von Herzen geglaubt, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort sei — und das glauben doch nicht nur die Missourier, sondern Gott Lob! auch sonst noch viel einfältige Christenseelen —, so hätte er Alles für Dreck geachtet, was ihn am freien Bekenntniß dieses seines Glaubens gehindert hätte. 1 Cor. 4, 13.

Herr Director von Schwarz wies die Missionare mit ihrer Forderung zurück.

Er that das in ausdrücklichem Einverständniß mit dem Missionscollegium.

Und wie begründete er diese Zurückweisung?

Er zieh unsere Missionare nicht etwa falscher Lehre. Synkretisten zeihen überhaupt nicht leicht falscher Lehre. Es wäre das ja Lehr-Entschiedenheit und also eine Verletzung ihres Lebensprincipes, welches, wie Luther sich ausdrückt, im Mum-mum-sagen besteht. Und in diesem Falle sonderlich würden doch auch manche einfältige Christen in Hörer- und Lehrerschaft, in Indien und in der Heimath, dadurch verletzt und zurückgestoßen worden sein.

Also er nannte die Lehre der Missionare nicht falsch. Er gestand ihnen das gute Recht zu, sie zu haben. Er schrieb, Niemand hindere sie daran, dieselbe zu vertreten. Aber — sie sollten diese Lehre haben und vertreten nur als Meinung; und wenn jemand der Brüder etwa anderer Ansicht wäre, so sollten sie deshalb die Einmüthigkeit in der Lehre nicht vermissen.

Und wie erklärt sich ein solches Ansinnen?

Ganz einfach. Der Herr Director erklärt es selber.

Er, sammt dem Missionscollegium, will nicht gläuben, lehren und bekennen, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort ist. Er hält, und will die Christenheit dafür halten machen, daß weder Schrift noch Be-



kenntniß also lehre. Er will haben, daß jedermann zufrieden sei, wenn man sich zu den Schriften der Apostel und Propheten als zu „inspirirten“ und „dem lauterem Brunnen Israels, welche allein die einige, wahrhaftige Richtschnur sind, nach der alle Lehrer und Lehre zu urtheilen und zu richten ist“, bekenne.

Diese letztgenannten Ausdrücke sind zwar der Schrift und dem Bekenntniß entnommen und an ihnen selbst vortrefflich; aber sie sind, in der Anwendung, die sie hier finden sollen, nur dann am Plage, wenn zuvor feststeht, daß „inspirirt“ die Meinung hat, daß Gott selbst jedes Wort geredet hat, und daß die Schrift deshalb und so „der lautere Brunn Israels“ 2c. sei. Steht das nicht zuvor fest, so mißbraucht man diese Ausdrücke, um falsche Lehre hinter ihnen zu verstecken.

Und so mißbraucht sie Herr Director von Schwarz, denn er will nicht zugeben, daß in Schrift und Bekenntniß gelehrt sei, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort ist, und will nicht haben, daß das feststehen und gelten, allein gelten solle.

So erklärt es sich, daß er zwar nichts dagegen hat, wenn jemand das predigt und lehrt, daß er sich aber dagegen erhebt, wenn jemand für diese Lehre, als für eine göttliche, Alleinberechtigung fordert.

Bis hierher wäre Herr Director von Schwarz nur ein gewöhnlicher Synkretist der neueren Schule, wie deren die arme Kirche jetzt voll ist.

Aber wenn er nun Räther und Mohn öffentlich vorwirft, daß sie mit ihrer Lehre das doch von ihnen und der ganzen rechtgläubigen Kirche stets laut anerkannte Geheimniß des „Wie?“ der göttlichen Eingebung heiliger Schrift erklären und diese ihre Erklärung für Andere verbindlich machen wollen; wenn er gar ebenso öffentlich sagt, daß die beiden Missionare wollen, daß inskünftige die Leipziger Missionare nicht allein auf Schrift und Bekenntniß, sondern auch noch auf die Sätze des Rätherschen Vortrages, in welchem dieser die Inspirationslehre vorgetragen, verpflichtet werden: so ist das entweder eine unehrliche Kampfesweise, oder im besten Falle eine maßlose geistliche Befangenheit. —

Was die zweite Forderung der Missionare anlangt, so ist es Herrn Director von Schwarz ganz unverständlich, wie man in der Kirche Christi von einem Gehorsam in äußerlichen Dingen reden kann, der nicht um des Gebotes willen, sondern in und aus freier Liebe geleistet wird. Er meint, solch Princip müsse durchaus zu einem schädlichen Independentismus führen, bei welchem die Leipziger Mission nicht geleitet werden könne. — Nun, unser ziemlich großer Synodalhaushalt, gegen welchen der der Leipziger Mission sehr gering ist, ist in recht guter Ordnung durch Gottes Gnade, trotzdem, oder besser, weil hier kein Mensch um des Gebotes willen gehorcht, sondern nur um der Liebe und der christlichen Ordnung willen, wie Christus das haben will. — Uebrigens macht Herr Director von Schwarz hier weniger Umstände. Denn daß in der Mission einfach Ordre parirt werden

müsse, darüber ist in den landeskirchlichen Kreisen der Leipziger Mission kein Dissensus; und die Breslauer stimmen auch zu.

Das ist's, was wir über die Actenstücke zu sagen haben, die Sache anlangend.

Ueber die Form, die Art und Weise, in welcher die Verhandlungen mit den Missionären geführt sind, haben wir uns früher schon geäußert. Wir sagten diesbezüglich: „Freilich die Acten und die diesen zu Grunde liegenden Verhandlungen mit Näther und Mohn sind von Seiten der Gegner und besonders des Leipziger Missionsdirectors Karl von Schwarz mit großer Gewandtheit geführt worden. Man ist nie auf die Sache selbst christlich, ordentlich, genau eingegangen. Durch rein formelle, äußerliche Führung des Handels mußte man den Schein zu erwecken, daß Näther und Mohn etwas Neues, Besonderes über Schrift und Bekenntniß Hinausliegendes wollten, und daß sie selbst eigentlich sich trennten von der brüderlichen Gemeinschaft, da man ihnen das Neue, Besondere nicht gewährte, und daß sie deshalb entlassen werden mußten.“

Und nun lese man das Protokoll über die Verhandlungen zu Tranquebar, S. 92 beginnend, und sage, ob wir nicht recht geurtheilt haben.

Wir fügen noch hinzu, daß Herr Director von Schwarz mit den Missionären in zwar höflicher, aber doch im übelsten Sinne bureaukratischer Weise verhandelte, und sind gewiß, daß jeder aufmerksame Leser uns zustimmen wird. Die Fußnote S. 92 genügt nicht, unsern Vorwurf zu entkräften, sondern zeigt nur, daß Herr Director von Schwarz selbst sich dessen einigermaßen bewußt war.

Was endlich das Circular des Missionsdirectors an die Missionäre der Leipziger Mission (S. 130 ff.) anlangt, so öffnet dasselbe der Kritik ein weites Feld. Wir bemerken aber nur, daß uns unerfindlich ist, wie einigermaßen erkenntnißreiche Christen sich das bieten und sich durch so lose Tünche den wahren Sachverhalt verdecken lassen können.

Cleveland, O., im März 1895.

C. M. Zorn.

## Ueber Luthers Vermögensverhältnisse.

Die folgende Darstellung ist veranlaßt durch eine hieher gerichtete Anfrage über Luthers Gehalt als Professor und seine Vermögensverhältnisse überhaupt. Weil nun die Antwort auf diese Frage ein köstliches Zeugniß gibt von der Uneigennützigkeit und dem Gottvertrauen Luthers, so haben wir dieselbe auch hier mittheilen wollen.

Im Jahre 1502 war Luther Baccalaureus und 1505 Magister der Philosophie geworden. Am 17. Juli 1505 trat er in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Im November 1508 begann er seine Laufbahn als



academischer Lehrer in Wittenberg mit philosophischen Vorlesungen, ohne irgend einen Gehalt oder Entgelt, weil er gleich den andern Mönchen seinen Unterhalt vom Kloster hatte. Von der Universität zu Wittenberg hatte er keinen Beruf als Professor der Philosophie (wie man ziemlich allgemein annimmt), sondern er wurde durch den Beschluß der Versammlung des Capitels seines Ordens zu München, am 18. October 1508, von einem Convent zu einem andern versetzt, und seine Uebersiedelung von Erfurt nach Wittenberg wurde mit solcher Eile ins Werk gesetzt, daß er nicht einmal Zeit fand, von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Sechs andre Augustinermönche wurden mit ihm zugleich dahin gesandt. Er erhielt die Weisung, dort „seine Studien fortzusetzen“, das heißt, durch Unterrichten Anderer sich alle die Grade zu erwerben, welche zu jener Zeit erforderlich waren, um zu den höchsten academischen Würden zu gelangen (Kolbe, Martin Luther, Bd. I, S. 72).

Am 9. März 1509 wurde er zum Baccalaureus der Theologie promovirt, aber das Decanatsbuch sagt darüber aus, er habe der Facultät „nicht genug gethan“, das heißt, er habe die schuldigen Gebühren nicht entrichtet. Dazu hat Luther zu späterer Zeit selbst diese Bemerkung hinzugefügt: „weil er nichts gehabt hat“ (Röstlin, Martin Luther, Bd. I, S. 96).

Im Herbst 1509 mußte Luther auf Befehl seiner Oberen wieder nach Erfurt zurückkehren und erlangte daselbst den Grad eines Sententiarus, wie wir annehmen müssen, denn ohne denselben erlangt zu haben, konnte er nicht zu höheren Würden fortschreiten.

Dann folgte seine Reise nach Rom. Im Frühjahr 1512 kehrte er nach Wittenberg zurück. Am 4. October 1512 wurde er Licentiat der Theologie und kurz darauf, den 18. und 19. October, Doctor der Theologie. Die Kosten der Doctorpromotion, im Betrage von fünfzig rheinischen Gulden, wurden vom Kurfürsten bezahlt (Röstlin, Bd. I, S. 108).

Wir wissen erst nach dieser Zeit von theologischen Vorlesungen, die Luther gehalten hat. Aber von den Studenten nahm er kein Honorar, und von der Universität bekam er keinen Gehalt (Röstlin, Bd. II, S. 170).

Im Jahre 1515 wurde er ins Predigtamt an der Pfarrkirche berufen, erhielt aber nie einen Gehalt, weder von der Stadt noch von der Gemeinde (Kolbe, Bd. I, S. 94. Röstlin, Bd. I, S. 122 f., Bd. II, S. 170).

Einmal, im Jahre 1517, lud er Spalatin zum Essen ein, bat ihn aber, er möchte nicht unterlassen, Wein mitzubringen, da er ja wüßte, daß er vom Schloß in das Kloster ginge, nicht vom Kloster zum Schloß (De Wette, Luthers Briefe, Bd. I, S. 63).

Viele Jahre hindurch waren die Einkünfte des Klosters die einzige Quelle zur Bestreitung seines Unterhalts, aber diese begann nach und nach

immer mehr zu versiegen. In einem Briefe an Spalatin vom 27. Mai 1523 sagt er (De Wette, Bd. II, S. 334): „Der Bettelsack hat ein Loch, das ist groß, doch will er leider nicht gar zerrissen sein.“ Schon damals kam es einmal so weit, daß er davon sprach, gar noch aus Noth Wittenberg verlassen zu müssen (Köstlin I, 598). Die Klagen Luthers über Nichtbezahlung der Zinse und in Folge dessen große Bedrängniß, ziehen sich durch mehr als zwei Jahre, 1522—1524 (De Wette II, 424. 431. 582). Schon im Jahre 1522 hatten viele Mönche das Kloster verlassen; aber selbst zu der Zeit, da er im Jahre 1524 mit seinem Prior Eberhard Brisger allein im Kloster war, fehlte es ihnen an den nöthigsten Dingen (Köstlin, I, 761).

Im Hause hatte Luther schon seit 1523 das Mönchsgewand abgelegt, öffentlich that er dies am 9. October 1524. (Köstlin I, 597 f.) Das Kloster übergab Luther dem Kurfürsten als „dem jüngsten Erben“ am 24. December 1524 (De Wette II, 582), blieb aber darin wohnen, auch nach seiner Verheirathung.

Die Heirath fand statt am 13. Juni 1525. Zum Beginn der Haushaltung empfing Luther von Herzog Johann ein Geschenk von 100 Gulden und vom Magistrat zu Wittenberg zwanzig Gulden. Eigenthümlich ist, daß auch der Erzbischof von Mainz durch D. Rühel zwanzig Gulden an Luthers Frau als Geschenk sandte, welche diese sehr wider Luthers Willen annahm (Köstlin I, 772, Kolbe II, 205, De Wette III, 103 f.). Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gabe des Herzogs Johann (wie etliche meinen) eine jährlich wiederholte war, denn wir hören, daß die öconomischen Verlegenheiten noch eine beträchtliche Zeit nach der Heirath fort dauerten. Um Weihnachten 1526 schrieb er an Wenceslaus Linc, er möchte ihm etliche Werkzeuge und Geräthschaften zusenden, die zur Drechslerarbeit gebraucht werden. Denn er und sein Diener Wolf Sieberger hätten die Drechslerkunst angefangen, „damit wir“, sagt er, „wenn die Welt uns um des Wortes willen durchaus nicht unsern Unterhalt geben will, lernen, mit Handarbeit unser Brod zu erwerben, und Unwürdigen und Undankbaren dienen nach dem Exempel unseres Vaters im Himmel“ (Luthers Werke, St. Louiser Ausg., Bd. XIX, 1787).

Am 1. Februar 1527 ist Luther genöthigt, dem Brisger ein Darlehen von acht Gulden abzuschlagen, und theilt diesem mit, daß er fast mehr als 100 Gulden schuldig sei und drei silberne Becher für 50 Gulden verpfändet habe (De Wette III, 157).

Am 5. Juli 1527 schreibt er an Linc (De Wette III, 186): „An Geld sind wir sehr arm, aber ich nehme mir doch ein kleines Recht gegen die Buchdrucker heraus, nämlich daß ich, da ich von ihnen für meine mancherlei Arbeiten nichts empfangen, bisweilen, wenn es mir beliebt, ein [Frei-]Exemplar herausnehme.“

Nach dieser Zeit finden wir keine Klagen mehr über Armuth und bedrängte Verhältnisse und mögen daher schließen, daß etwa damals das



regelmäßige Einkommen von 200 Gulden angefangen habe, dessen er in seinen Tischreden wiederholt Erwähnung thut. Um 1531 oder 1532 sagt er (Tischreden, St. Louiser Ausg., Bd. XXII, 1902, No. 770): „Die Freigebigkeit des älteren Fürsten Johannes war wunderbar, was zum Exempel hieraus erkannt werden kann: Da er mir jährlich 200 Gulden ausgesetzt hatte, sagte er, er schenke diese frei, nicht veranlaßt oder aus Rücksicht auf irgend eine Arbeit. Darnach, was ich thue mit Lesen, Schreiben, Predigen, das thue ich umsonst, denn ich bin niemand verbunden, denn dem Fürsten.“ (Ebendasselbst Col. 1938, No. 1203): „Gott ist der Armen Vormund und Procurator. Das erfahre ich sicherlich, da ich viel mehr verzehre, als ich an Gehalt habe, und ich habe bis jetzt nichts geschrieben, oder gelesen, oder gepredigt, das ich nicht umsonst gethan hätte. Denn die 200 Gulden, die ich von dem Fürsten habe, habe ich und nehme ich an von seiner Gnade. Der hat genug, der Christum hat, darum habe ich nichts für Geld thun wollen, wiewohl ich reich hätte mögen werden; ich wollte Geld geschindet haben etc.“

Von 1536 an wurde die Summe, welche der Kurfürst jährlich an Luther gab, auf 300 Gulden erhöht. Außerdem hatte Luther aus den Zinsen eines Legats vom Kurfürsten 50 Gulden und eine jährliche Ehrengabe von 50 Gulden vom Könige von Dänemark (Kolde II, 519). Im Jahre 1542 schätzte Luther sich selbst ab für die Türkensteuer, und wir sehen aus seiner eigenen Schätzung, daß er in gutem Wohlstande war.

S.

---

 (Eingefandt.)

## Die Milde Rom's.

---

 (Fortsetzung.)

„9. Der Bischof jedoch und der Inquisitor können sich gegenseitig ihre Stellvertretung übertragen oder ihren Rath und ihre Zustimmung brieflich kundthun, wie in genannter Clem. gesagt ist. Doch ist dabei zu beachten, daß diese Beauftragung oder diese Zustimmung vor oder innerhalb der acht Tage nach der Aufforderung geschehen muß, denn nach Verlauf dieser Frist ist dieselbe nicht mehr nöthig, weil der, welcher aufgefordert hat, nun ohne den andern vorgehen kann. (Citate.)

„10. Wenn aber der Inquisitor ohne den Bischof oder dessen Stellvertreter oder auch seinen oder — bei Vacanz des Stuhles — des Domcapitels Beauftragten in einem Rehereiverbrechen zur Folterung schritte oder zu einem Schlußurtheil wider die, wider welche er den Prozeß führt, oder umgekehrt, wenn der Bischof oder dessen oder des Domcapitels Beauftragter ohne den Inquisitor oder dessen Zustimmung zur Folterung oder zum Schlußurtheil schritte, so wäre alles an sich null und nichtig, wie der Text

jener Clementine sagt; und beachte hierbei, daß nach dem Hrn. Card. Zabar. auch ein Zwischenurtheil, das von dem einen ohne den andern auf schweren Kerker, das heißt, zur Strafe und nicht zur Untersuchungshaft, oder auf Folterung erlassen ist, an sich ungültig ist . . . und kann man in diesem Falle hiergegen appelliren. (Citate.)

„11. Die Folterung soll gemäßigt sein und soll der Richter auf die Indicien und auf die Beschaffenheit der Person sehen, ob sie kräftig im Aushalten sei oder nicht; und er soll so foltern, daß er den Gefolterten heil erhalte für die Unschuld oder für die Todesstrafe, auf daß er, wenn er schuldig befunden wird, die gebührende Todesstrafe erleiden kann; wenn er aber unschuldig ist, keinen Leibes Schaden davontrage.

„12. Ja, der Richter sei nicht gleich mit der Folter bei der Hand; denn, wie Gandinus in seinem Tractat über die Hexen in dem Capitel von den Folterungen und Peinigungen sagt, soll der Richter, der einen zu foltern beabsichtigt, im Anfange vor allem auf Recht und Menschlichkeit Rücksicht nehmen und bedenken, daß er nicht gleich und auf einmal zur Folter übergehe, wenn er auf einem leichteren Wege die Wahrheit über das vorgeworfene Verbrechen erhalten kann, wie sehr auch Indicien oder wahrscheinliche Gründe vorliegen mögen. (Folgen Citate.) Es bestätigt dies der Herr Paris de Puteo in seinem Tractat ‚Vom Syndicat‘ in dem Capitel, das beginnt mit den Worten: Der Official spannte auf die Folter etc.

„13. Der Richter muß auch in Betracht ziehen, von wem er durch die Folter die Wahrheit eher zu erhalten hoffen kann, und mit diesem beginnen; z. B. von einem, der mehr verdächtig oder mehr schwach ist, und von dem Sohne eher, als von dem Vater, auch vor den Augen des eigenen Vaters, und von Frauen, die schwächer sind. (Folgen Citate.) Und die größere oder geringere Stärke der Folter ist willkürlich. (Citate.)

„Und Bart. in seinem Tractat von den Folterungen sagt, daß, wenn der Gefolterte in den Peinigungen spräche: Wenn ich zehn Jahre lang stände, so kann ich nichts sagen, so darf man ihn darum nicht loslassen, sondern man fahre mit Foltern fort, mit mäßig zunehmender Stärke, soweit es seine Körperbeschaffenheit verträgt. Und bekennt er nicht, so soll er im Kerker festgehalten werden. (Citate.)

„14. Bei geheimen Verbrechen aber und bei solchen, die im Verborgenen geschehen, soll der Richter mit der Folter schneller bei der Hand sein (Folgen Citate); denn bei denen, die gewöhnlich im Geheimen geschehen, geht man nur auf Grund von Voraussetzungen und Muthmaßungen vor. (Citate.)

„15. Wenn die Folter stattfinden soll, so müssen zwei Bedingungen vorhanden sein: 1. daß man die Wahrheit anders nicht erhalten kann; denn sie wird angewandt, um die Wahrheit zu suchen (Citate); 2. müssen einige Anzeichen oder Vermuthungen oder halbe Beweise da sein; denn ohne irgend welche Anzeichen ist die Folter nicht anzuwenden. (Citate.) Und darum



sei vorsichtig, daß du in den Acten es ersichtlich machen lässest, wie daß du die Wahrheit nicht anders habest finden können und darum erklärt habest, es müsse zur Folter geschritten werden.

„16. Dafür aber, wann die Anzeichen zur Anwendung der Folter hinreichend sind, können keine bestimmte Anhaltspunkte gegeben werden, sondern es wird dies dem Gutdünken des Richters überlassen, der je nach der Beschaffenheit der Person, des Vergehens und des Verdachtes urtheilen soll, das Anzeichen sei zur Folterung hinreichend und geeignet, oder nicht. So spricht 2c.

„Und weil die Beinigungen die Stelle der Zeugen vertreten, so kann von ihnen gesagt werden, was dem Richter von den Zeugen gesagt ist: Du kannst am besten wissen, inwieweit man vertrauen soll. Pandekten ‚Von den Zeugen‘ (und andere Zeugnisse).

„Ob aber ein einziges Anzeichen genügt, oder ob mehrere erforderlich sind? so sprich, daß dies in der Brust des Richters verborgen liegt, und ein guter Richter sorgfältig sein muß, die Anzeichen zu prüfen. Und über all dies findest du Auskunft oben in dem Artikel ‚Anzeichen‘, § 7.

„17. In Bezug auf die Anzeichen, die hinreichend zum Foltern sind, findest du oben mehr in dem Artikel ‚Anzeichen‘, § 8—11.“

Zur Vervollständigung wollen wir die betreffenden §§ hier bringen. Sie lauten:

„§ 8. Ein Anzeichen für die Folterung ist ein Gerücht mit Fluchtversuch. Ebenso Fluchtversuch allein.

„§ 9. Zwei leichte Anzeichen machen ein zur Folterung hinreichendes aus.

„§ 10. Auch Anzeichen, die unbedeutender sind, als ein halber Beweis, sind zur Folterung hinreichend.

„§ 11. Ein Anzeichen, das aus Erfahrungen und Voraussetzungen von Umständen genommen ist, die bei solchen Uebelthätern gewöhnlich vorkommen, ist (zur Folterung) gültig.

„18. Außerdem ist nach dem Panormitanus ein einziger Zeuge ein hinreichendes Anzeichen zur Folterung nach allen (geistlichen Rechtslehrern).

„19. Wenn das Gerücht wider einen wegen eines Verbrechens heftig ist, so genügt es zur Folterung, und die Verächtlichkeit wirkt, daß einer gefoltert wird. (Citate.)

„20. Fluchtversuch mit einem andern Anzeichen, z. B. das öffentliche Verschrieen sein des Fliehenden, macht, daß der Fliehende gefoltert werden kann. (Citate.)

„21. Ein außergerichtlich gemachtes Geständniß macht ein Anzeichen aus, das gültig ist, den Geständigen der Folter zu unterwerfen. (Citate.)

„22. Wenn mit dem einfachen Gerüchte ein einziges anderes Anzeichen verbunden ist, dann kann der Angeschuldigte auf die Folter gelegt werden. (Citate.)

„23. Die Verdächtigen sind zu foltern, wie es heißt bei 2c.

„Wie groß aber der Verdacht oder die Muthmaßung sein muß, um die Folter anzuwenden, soll der Richter aus seinem guten und rechten Gutdünken erwägen. (Citate.)

„24. Wenn A. gestand, er habe dem B. hundert versprochen, wenn er ihn nicht wegen Vaternordes anklage, so könnte er auf Grund eines solchen Geständnisses auf die Folter gelegt werden.

„Wenn ein solcher mit einem bösen Leumunde behaftet ist, so kann er gefoltert werden, weil ein heftiger böser Leumund auch ohne irgendein anderes Anzeichen zur Folterung genügt. (Citate.)

„25. Es ist auch ein Anzeichen zur Folterung, wenn der angezeigte Verklagte in dem Verhör vor dem Richter stockend und zitternd spricht und sich in Widersprüche verwickelt (folgen Citate). Und der Richter soll dies in die Acten schreiben lassen, daß er dies und jenes zitternd und stammelnd gesagt habe u. dgl., und daß er dies auf verschiedene Weise gesagt habe 2c. (Citate.)

„26. Jemand drohte einem andern, ihn zu schlagen; endlich wird dieser erschlagen, und man weiß nicht, von wem, so muß angenommen werden, daß es der gewesen ist, der die Drohung ausgestoßen hat, weil man von dem Vergangenen auf das Gegenwärtige muthmaßt. Doch genügt diese Muthmaßung nicht zur Verdammung, weil bei Todesurtheilen die Beweise klar wie der Tag sein müssen. (Citate.)

„Es sagt jedoch Spec. im Titel 2c., daß eine solche Muthmaßung genügt, den Betreffenden der Folterung zu unterwerfen. Dies beachte wohl und sieh daselbst bei Specu. das Weitere nach. Daselbe sagt 2c.; und besonders dann, wenn der Droher in schlechten Verhältnissen gewesen wäre und gewohnt ist, seine Drohungen auszuführen.

„27. Darum soll ein discreter Richter sich hierin wohl versehen je nach Ort, Zeit und Person.

„28. Denn bei Todesverbrechen gibt das Auge des Richters das Gutdünken zur Folter ab; darum muß der Richter sehr klug bei dergleichen und ein scharfsinniger Untersucher zur Untersuchung der Wahrheit und zur Auf- findung der Hexerei sein, dadurch, daß er auch über ganz entfernte Umstände fragt, und sich stellt, als wolle er etwas thun, was er doch nicht will, auf daß er sehe, was der Angeschuldigte, der ver- hört wird, thut und wie er sich verhalte. (Citate.)“

Wie leicht konnte dadurch der Unschuldige verleitet werden, selbst etwas Unwahres zu gestehen, bloß in der Hoffnung, dadurch frei zu kommen, wie es ihm der römische „Verkündiger der Wahrheit“ versprochen hatte! Wie



viele mögen auf diesen „lügnerischen Vorbehalt“ hin hingemordet worden sein!

„29. Merke wohl, daß, wenn der Angeschuldigte einen andern der Theilnahme beschuldigt, dies ein hinreichendes Anzeichen ist, diesen zu foltern, in Fällen, in denen jemand um Theilnehmer befragt werden kann. (Folgen Citate.) Es können aber bei einem Verbrechen der Ketzerei die Theilnehmer am Verbrechen befragt werden. (Citate.) Sie können auch bei einem Majestäts-Verbrechen [z. B. gegen den Papst] befragt werden.

„30. In drei Fällen kann einer auch ohne irgend welche Indicien gefoltert werden, wie bemerkt ist in der Glosse 2 zu dem Cap. „Folter“ (Quaestionem), 12, qu. 2.

„31. Ein Geistlicher kann gefoltert werden (natürlich ein ketzerischer!), daher hält Panormitanus dafür, daß, gleichwie wider einen Laien ein einziger Zeuge zur Folterung genügt (Citate), also auch wider einen Geistlichen.

„32. Beachte dazu noch, daß ein Beamter, ein Gelehrter, ein Ritter u. dgl., die bei andern Verbrechen eine Ausnahme bilden, bei einem Majestätsverbrechen gefoltert werden können (folgen Citaten), und sie können auch bei einem Ketzereiverbrechen gefoltert werden. (Citate.)

„33. Ein Knabe unter 14 Jahren darf nicht gefoltert werden, auch wenn die Wahrheit von ihm durch Schläge nicht zu erlangen ist.

„34. Ein Greis über 70 Jahre soll nicht gefoltert werden (folgen Citate); doch gilt dies nicht bei einem Majestätsverbrechen (Citate), und weil ein Ketzereiverbrechen ebenso groß, ja noch größer ist als ein Majestätsverbrechen (Citate), so gilt diese Regel auch bei einem Ketzereiverbrechen nicht. (Citate.)

„35. Eine schwangere Frau darf nicht gefoltert werden. (Folgen Citate.) Wenn du daher eine Frau hast, die du der Folter unterwerfen wolltest, und sie spräche, sie sei schwanger, aber man sähe kein Zeichen der Schwangerschaft an ihr, so lasse sie von einigen Frauen, die in dergleichen erfahren, sowie anständig und gut beleumundet sind, denen man mit Recht glauben soll, sorgfältig untersuchen. Nach der Untersuchung lasse die Frauen vor dir in Gegenwart von Zeugen und des Notars unter Eid berichten, was sie denken, und lasse diesen Bericht durch den Notar in die Acten schreiben; und wenn sie an ihr Zeichen der Schwangerschaft gesehen haben oder zweifelhaft sind, ob sie schwanger sei, so lasse sie nicht foltern; sprechen sie aber, sie sei nicht schwanger, dann erlasse im Zwischenurtheil den Befehl, sie zu foltern, welchen Befehl du folgendermaßen abfassen kannst:

„Da die Frau N. N. der Ketzerei heftig verdächtig ist und wider sie Anzeichen vorliegen, die hinreichend sind zur Folterung, und obwohl sie gesagt hat, sie sei schwanger, in Ansehung jedoch, daß sie nach unserm Auftrage durch die kundigen zc. Frauen N. N. und N. N. sorgfältig untersucht wurde, und die genannten Frauen uns unter Eid berichtet haben, sie sei nicht schwanger und sie hätten auch

keine Zeichen der Schwangerschaft an ihr gesehen; und ferner in Anbetracht, daß man die Wahrheit nicht anders erhalten kann: darum sprechen wir im Zwischenurtheil aus und erklären, daß sie den Foltern und den Peinigungen zu unterwerfen sei 2c., und so kannst du sie ruhig martern lassen.

„36. Ob die einmal geschehene Folterung wiederholt werden kann in der nämlichen Sache? Hier ist nach dem Can. 2c. zu sprechen: Entweder es kommen neue Indicien hinzu, wenn sie z. B. inzwischen einmal auf einer Lüge betroffen wurde, oder es finden sich andere Indicien von anderswoher, dann kann sie wiederholt werden; oder aber es kommen keine neuen Indicien hinzu, dann darf sie nicht wiederholt werden. (Citate.)

„Das Vorstehende verstehe jedoch nach Ang. 2c., nämlich wenn einer nach den Indicien genügend gefoltert worden ist; wurde er aber nicht hinreichend gefoltert, dann kann die Folter sehr wohl wiederholt werden.

„37. Unter neuen Anzeichen versteht man aber solche, die von den vorhergehenden in der Art und im Wesen verschieden sind; z. B. die ersten Indicien betrafen den bösen Leumund, später kamen andere hinzu, nämlich daß einer gesehen hat, wie er geschlagen habe 2c.

„Wenn aber einer wiederum in Betreff des bösen Leumundes aussagen würde, so wäre dies kein neues Anzeichen, sondern eine Bestätigung des ersten Anzeichens, und die Folter kann um deswillen nicht wiederholt werden.

„38. Doch merke wohl, daß das, was von der Wiederholung der Folter gesagt ist, ganz im Gutsdünken stehen soll, und dies auch allgemein beobachtet wird; denn wenn der Verdächtige das erste Mal nicht genügend gefoltert worden ist, in Ansehung der kräftigen Körperbeschaffenheit des Gefolterten und der Erträglichkeit der Foltern, oder seiner Schwächlichkeit, der Heftigkeit der Indicien und der Größe des Vergehens, oder auch der Lage der Folter, wenn die Tratten <sup>1)</sup> von einem sehr hohen oder tiefen Orte aus gegeben wurden, oder wenn er zu wenig ausgedehnt wurde, dann wird die Folterung wiederholt, wie wenn die erste nicht vollständig gewesen wäre, oder weil der Richter gesagt hat: Nicht mehr für heute. Denn wenn es den Anschein hat, daß der Gefolterte sich wenig aus den Einschnürungen macht und nichts gesteht, so muß man zuerst mit einer leichten Folterung beginnen, sodann ablassen, und der Richter muß die Erklärung abgeben, daß er aus gewissen rechten Ursachen beabsichtige, die Folterung zu unterbrechen und sie zu wiederholen, wann und wie oft es nöthig sein sollte, um die Wahrheit herauszubekommen, und dann kann er ihn 8—10 Tage ruhen lassen, worauf er die Folterung wiederholt. (Citate.)

1) Zu dem Worte Tratte gibt der Ordensgenosse Pater Franz Pegna, der dies Buch mit Anmerkungen versehen hat, folgende Erklärung: „Tratte ist der gewöhnliche Ausdruck für jene Marter, wobei der, welcher gefoltert wird, in heftigen Zerrüttungen auf und niedergeschlagen wird.“



„39. Und beachte überdies, wenn der Richter den Angeeschuldigten zwei- oder dreimal gefoltert hat und er hat nichts gestanden, so soll er die Indicien für gereinigt halten, sonst hätte es den Anschein, als halte er ihn für überführt auf bloße Indicien hin, wenn er ihn nicht eher loslasse, als bis er gestehen würde. Und darum sagt Bart. 2c., daß die Richter, die so handeln, übel thun, da sie in der Folterung mäßig vorgehen sollten, wie es in den Pandekten unter demselben Titel, Buch de minore, § ‚Reinigungen‘ heißt, und sie darum unmäßig vorgingen, wenn sie die Folterung mehr als dreimal zu verschiedenen Zeiten wiederholten, da dies ein Präjudiz sei. (Folgen Citate.)

„40. Aber merke dir hierbei eine gute Vorsichtsmaßregel: Lasse es ja in den Acten ersichtlich werden, daß die Folterung mit Mäßigung ausgeführt worden sei, je nachdem es die Indicien über einen solchen Berüchtigten anzeigten. (Citate.)

„41. Und der Richter nehme sich hierbei wohl in Acht, daß (in den Acten) nicht etwa gesagt wird, er habe das Geständniß in der Folterung durch Nahelegen der Aussagen erhalten; denn er darf den Angeeschuldigten nicht speciell fragen, ob er so oder so gehandelt, sondern er muß im Allgemeinen fragen, was er gethan, welches Vergehen er begangen habe, oder wer diese oder jene Hererei gethan habe; auf daß es nicht den Anschein hat, als seien dem Angeeschuldigten die Antworten vorgesagt worden.

„Wenn er aber leugnet und in der Leugnung verharret, so soll er in dem Kerker gehalten und wiederum gefoltert werden, wenn neue Anzeigen hinzugekommen sind, oder wenn er schwankend geworden ist und auf einer Lüge betroffen wird, oder wenn er nicht genügend gefoltert worden wäre, wie oben gesagt.

„42. Und merke dir noch eine andere gute, schöne und heilsame Vorsichtsmaßregel, daß wenn du einen unter den vorgenannten Indicien folterst, und das eine Mal sagt er so und das andere Mal sagt er es in anderer Weise, dann spare ja die Feder nicht, sondern laß alles, was er sagt, und diese Verschiedenheiten in die Acten schreiben, und dann kannst du ruhig die Folterung oft wider ihn wiederholen, auch wenn keine neuen Indicien hinzukommen!!

„43. Wenn einer in den Folterqualen bekennt, oder aus Furcht vor den Foltern, oder auf die Folter gespannt, oder vor die Marterstelle geführt und entkleidet, so muß er es vor der Richterbank bestätigen, sonst gilt jenes sein Bekenntniß nichts, weil es den Schein hat, als habe er es aus Furcht vor den Qualen gemacht. (Folgen Citate.) Und der Gefolterte soll einen natürlichen Tag nach der Folterung ruhen, bevor er es bestätige, oder es soll im Gutdünken des Richters stehen, es ihn zu der Zeit bestätigen zu lassen, zu welcher muthmaßlich die Furcht vor den Qualen aufhört. (Citate.)

„44. Beachte jedoch, daß, trotzdem der Richter, wenn er außerhalb der Marterkammer sich befindet, zu dem Angeeschuldigten spräche: „Entweder gestehe, oder ich lasse dich foltern“, wodurch er ihm einen Schrecken darüber

einjagt, soviel es ihm möglich ist, und der Angeschuldigte würde auf dieses hin bekennen, in diesem Falle es nicht heißt, das Bekenntniß sei aus Furcht vor den Qualen gemacht worden, weil diese Drohung nur eine leichte ist. (Citate.)

„45. Du mußt wissen, daß nach Bal. 2c. eine leichte Folterung keine Folterung ist, und merke auch wohl, daß eine feine Schnur, wenn sie nur stark ist, mehr zur Folterung geeignet ist, als eine dicke. (Citate.)

„46. Weiter mußt du wissen, daß die Bestätigung der in den Qualen gemachten Aussagen (von Seiten des Angeschuldigten), wenn er dabei beharrt und sie beschworen hat, jeden Zweifel und Einwand ausschließt (folgen Citate); und diese Bestätigung benimmt als ein freiwilliges Bekenntniß jede Möglichkeit, im Bertheidigungstermin den Einwand der Prozeßuntauglichkeit zu erheben, nach Pabst Innocenz und andern. (Citate.)

„Und es soll im Gutdünken des Richters stehen, wie und wann die Furcht vor den Peinigungen aufhört. (Folgen Citate.) Denn es ist hinreichend, daß er nach den Peinigungen in das Gerichtszimmer zurückgeführt werde und dort das Bekenntniß bestätige (Citate), wenn er nur nicht unmittelbar nach der Folterung dorthin zurückgeführt wird (Citate); denn auf einen bloßen Verdacht (er könnte noch Furcht haben) ist keine Rücksicht zu nehmen, weil sonst die Bestätigung nie giltig würde. (Folgen Citate.) Denn einige geben nichts um die Folter und andere, die sie nicht ertragen können, lügen lieber.“

Hier verräth der römische Vater, daß die Inquisition=Blutrichter sehr wohl wußten, daß man durch die Folter die Wahrheit gar nicht erfahren konnte. Denn die stark genug waren, ließen sich eher in Stücke zerreißen, als daß sie eine Unwahrheit (oder wenn sie Verbrecher waren, die Wahrheit) bekannt hätten; die Schwachen aber bekannten alles, was man haben wollte, und zogen jenen unmenschlichen Qualen einen schnellen Tod vor. Wie man die Regel, daß man an den Gefolterten keine Suggestionsfragen stellen dürfe, wenn sie überhaupt beobachtet wurde, in echt römischer Weise umging, das haben wir oben von Prierias, dem Großmeister des heiligen apostolischen Palastes, gehört, der vorschreibt, man solle dem Gefolterten beständig die Aussagen der Zeugen, ohne diese zu nennen, vorlesen, und zwar aus dem Grunde, weil erfahrungsgemäß dieselben die Sachen über die unten- und ausliegenden bösen Geister nie aus sich, sondern nur auf anderer Aussagen hin geständen.

„Darum soll es dem Gutdünken und Urtheil des Richters überlassen sein, wann wahrscheinlicher Weise die Furcht vor den Qualen aufhört. Und wenn einer das Vergehen eidlich bekannt hätte und es hernach wieder leugnet, so muß er wieder gefoltert werden. So nach der neuen Entscheidung des päpstlichen Gerichtshofes (Rota) No. 171 2c.

(Fortsetzung folgt.)



## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**Höhere Kritik.** In einem Baptisten-Congreß in Detroit spielte sich jüngst folgende verblüffende Scene ab. Der „Sendbote“ schreibt: „Präsident Harper und Präsident Andrews von der Brown University, sowie einige andere, hatten die von den höheren Kritikern der Neuzeit befolgte Methode gutgeheißen und behauptet, die 27 letzten Capitel des Jesaias seien von einem andern verfaßt worden. Darauf erhob sich Professor Howard Osgood aus Rochester zu einer Erwiderung. Er sprach in gedrängter Kürze, widerlegte vollständig die höheren Kritiker und sagte schließlich: „Hier habe ich einen Artikel vor mir, der fast genau vor 100 Jahren geschrieben wurde. Ich will ihn vorlesen und Ihnen dann den Namen des Verfassers sagen.“ Er verlas nun eine Kritik über die Bibel und besonders über Jesaias, worin geltend gemacht wird, daß letzterer nicht der alleinige Verfasser des nach ihm genannten Buches gewesen sei. Die Ausdrucksweise, die in dieser Kritik gebraucht wurde, war beinahe die nämliche, wie diejenige, welcher sich Harper und Genossen bedient hatten. Hierauf gab er einige kurze Commentare über die Klarheit der von dem Autor jener Kritik vorgeführten Gedanken und wies nach, daß des letzteren Lehren identisch sind mit denjenigen der höheren Kritik der Neuzeit. Nun machte er eine längere Pause, die damit endete, daß er ausrief: „Der Verfasser dieses Artikels ist kein anderer als Thomas Paine!“ Die Wirkung war geradezu wunderbar. Die Kritiker machten zuerst ganz verdunkelte Gesichter. Als aber lauter Beifall sich erhob, fahen sie aus, als ob sie sich davon gleichen wollten.“ — So verhält es sich in der That, daß der Teufel dieselben Greuel und Gottlosigkeiten, welche er in früheren Jahrhunderten nur durch offenbare Spötter und Christusleugner mit verhältnißmäßig schlechtem Glück ausschäumte, heute als modernes Ergebniß exacter Forschung durch die sogenannten „gläubigen Theologen und gelehrten Bibel-Kritiker“ als seine Instrumente und Werkzeuge austramt und auch mit augenscheinlich großem Erfolg an den Mann bringt.

F. B.

**Gesetze.** Die folgenden Angaben sind einem Berichte der „National Divorce Reform League“, deren Zweck die Verbesserung der Gesetzgebung für die Familie ist, entnommen: Arkansas hat ein Gesetz angenommen, welches die Theilung des Vermögens geschiedener Parteien regelt. Colorado hat es zu einem strafbaren Vergehen gestempelt, wenn jemand unterläßt, für den Unterhalt seiner Frau zu sorgen. Illinois bestraft es, wenn jemand seine Frau und Kinder unter zwölf Jahren hilflos sich selbst überläßt. In Kentucky sind Gesetze angenommen worden, welche die Verwandtschaftsgrade, innerhalb deren Heirathen verboten sind, genau angeben, Ehen zwischen Weißen und Negern oder Mulatten verbieten, eine Heirath ungesetzlich erklären, die nicht in Gegenwart einer dazu bevollmächtigten Person oder Gesellschaft vollzogen wird, die gesetzlichen Scheidungsgründe verringern und genauer feststellen und verfügen, daß derselben Person nicht mehr als Eine Scheidung bewilligt werden darf, außer im Falle von Ehebruch des einen Theils der schuldlosen Partei. In Maryland wird Heirath ohne Licens bestraft, desgleichen Unterlassen der Anzeige innerhalb von dreißig Tagen. Massachusetts verlangt, daß die Anmeldung von Heirathen zwischen Personen von 18 und 16 Jahren von den Townclerks nur auf Befehl des Nachlaßrichters und nach eingeholter Erlaubniß der Eltern oder Vormünder angenommen werden dürfe. New York hat die Heirath zwischen Onkel und Nichte oder Tante und Nefse verboten. Ohio bedroht die unbefugte Vornahme einer Trauung mit Strafe, desgleichen, wenn jemand sich als un-

verheirathet ausgibt und Heirathsanträge macht. Rhode Island hat verfügt, daß Geburts-, Heiraths- und Sterbescheine von Nichtortsanässigen an die Behörden des Heirathsortes derselben gesandt werden müssen. Vermont hat die Bestimmungen in Bezug auf Ehescheidung infolge von Verweigerung des Unterhaltes verbessert, und Virginien die Zeit, nach welcher Ehescheidung auf Grund böswilligen Verlassens erfolgen kann, von fünf auf drei Jahre herabgesetzt. In im Ganzen neunzehn Staaten sind in den letzten beiden Jahren Verbesserungen der Ehegesetze angenommen. Dreiundzwanzig Staaten haben jetzt Commissionen für die Untersuchung gleichmäßiger Gesetze über Ehe und Ehescheidung eingesetzt und es steht zu hoffen, daß bald alle Staaten ein Gleiches thun, und daß der Congreß bewogen werden kann, eine Commission zu gleichen Zwecken einzusetzen. F. B.

**Römische Nonnen in den Staatsschulen.** Aus Pennsylvania wird berichtet: „Die Bill, welche den in den Volksschulen angestellten Lehrern verbietet, in dieser Eigenschaft irgend ein kirchliches Gewand zu tragen, wurde am Mittwoch im Unterhause der Staatslegislatur berathen und rief eine lebhafte Debatte hervor. Amendments, daß das Tragen von Ordenskleidern, sobald aus demselben die Absicht hervorgehe, das religiöse Bekenntniß zu kennzeichnen, und das Tragen aller Abzeichen geheimer Vereine dem Lehrpersonale der öffentlichen Schulen verboten sein solle, wurden abgelehnt. Ebenso Amendments, daß das Tragen religiöser Abzeichen nur dann verboten sein soll, wenn es durch höhere kirchliche Behörden angeordnet worden ist und in dies Verbot auch militärische Abzeichen eingeschlossen sein sollen. Die Bill passirte schließlich mit 181 gegen 38 Stimmen die zweite Lesung, nachdem sie dahin amendirt worden, daß die erste Uebertretung derselben mit \$25 Geldbuße, die zweite mit \$100 und dem Verluste des Lehramtes bestraft werden solle und eine solche zweimal bestrafte Person unfähig sein soll, fünf Jahre lang als Lehrer in einer öffentlichen Schule thätig zu sein.“ F. B.

**Episcopalen.** Wird der Vorschlag der „Commission on Constitution and Canons“ von der „General Convention“ der Episcopalkirche in den Vereinigten Staaten angenommen, so werden die Episcopalen in Zukunft auch, wie die Römischen, einen Primus haben. Bisher führte derjenige Bischof den Vorstoß, welcher am längsten im Amte war, ohne daß man für denselben besonderen Rang und Titel, der ihn vor den andern Bischöfen auszeichnete, in Anspruch genommen hätte. Sollte aber die vorgeschlagene Aenderung der Constitution in Kraft treten, so ist damit das Seniorat aufgehoben, und die versammelten Bischöfe werden in Zukunft einen Primus erwählen, dem sie den Vorrang vor allen andern Bischöfen zuerkennen. Um Titel und Würde zu stützen, wird es dann auch nicht mehr lange an Vorrechten fehlen, die dem Primus eingeräumt werden. Sind aber erst zu den schon bestehenden Abstufungen: dean, rector, curate noch die drei andern, Primus, Erzbischof und Bischof hinzugekommen, so ist die Hierarchie fertig, und um die vielgerühmte Brüderlichkeit und Gleichheit der anglicanischen Bischöfe ist es geschehen. Und haben sich die Episcopalen allmählich an die Hierarchie in der eigenen Mitte gewöhnt, so wird und kann es ihnen schließlich einerlei sein, ob der Primus in New York residirt, oder in Rom haust und sich Papst nennt. Von dem eigentlichen Grunde auch dieser Nachäffung der Organisation der römischen Kirche von Seiten der Episcopalen sagt „The Independent“: „It is for no other reason really than that the Protestant Episcopal Church may possess honorable offices and titles which can be displayed before the world, equal to those of the Roman Catholic Church. . . . The Roman Catholic Church is the most powerful single religious denomination in the United States, and its archbishops and its papal delegate are very much in evidence when a centennial exhi-



bition is to be opened or any other great public and general national display is to be made. The most prominent religious part is very naturally given to the ranking archbishop. . . . Why should not the Protestant Episcopal Church have something higher than an archbishop, a veritable Primus, who should have a designation which shall be supreme and superior to any other in the country? A Legate is only a legate of somebody else, confessedly subordinate, but a Primus — what is there before The First?" F. B.

**Sonntagsgesetze.** Von welchen Principien sich der Staat bei Erlassung und Durchführung von Sonntagsgesetzen leiten läßt, davon schreibt "The Independent" also: "Sunday laws are not enforced by the courts because of the Divine sanction or because of the religious aspects of the day. . . . Dr. Spear, in his 'Religion and the State,' shows that the Christian Sabbath is not an institution of the Federal Government, and is wholly unmentioned in any of the State Constitutions except that of Vermont; that it is treated in the laws as a day of cessation from labor, and not as a religious institution; and that the State courts have taken an entirely secular view of it. Thus the Supreme Court of New York held that it is a 'civil and political institution', resting on the same foundations as the laws against gambling, lotteries, selling intoxicants on election days, etc.; that of Pennsylvania that it is only a 'civil regulation'; that of South Carolina that Sunday is a 'mere day of rest,' with which religion has nothing more to do than with a statute which should make July 4th or January 8th a rest-day; that of Alabama that Sunday legislation is simply an exercise of the police power, and 'can not be justified on the ground that such abstinence [from labor] is enjoined by the Christian religion;' and that of Ohio that the validity of such legislation is 'neither strengthened nor weakened by the fact that the day of rest it enjoins is the Sabbath Day.' Other citations are given by Dr. Spear; and he reaches the conclusion that the whole theory of Sabbath legislation, as expounded by the courts, is that it rests not upon Divine sanction or religious reasons, but the desirability of securing a regular rest-day, and of protecting those who religiously observe it from annoyance and disturbance."

F. B.

## II. Ausland.

**Dr. Th. Kliefoth**, Oberkirchenrathspräsident a. D., ist am 26. Januar nach eben vollendetem 85. Lebensjahre zu Schwerin gestorben. Er war einer der hervorragendsten, ja, in früheren Jahren und in gewisser Beziehung der hervorragendsten unter allen Kirchenmännern Deutschlands. Unvergessen soll es ihm sein, daß er, nachdem er selbst aus dem Rationalismus, Hegelianismus und Schleiermacherianismus zum christlichen Heilsglauben an Christi Blut und Gerechtigkeit sich hindurch gerungen hatte, als ein wirklich practischer Kirchenmann die mecklenburgische Landeskirche ernstlich zu säubern anfang. Mit eisernem Wesen legte er den Rationalismus aus, indem er, Visitationen anstellend, die alten rationalistischen Pastoren nöthigte, ihr Amt niederzulegen, gleichzeitig für besseren Nachwuchs sorgend, wie er solches besonders durch Berufung gläubiger Professoren an die theologische Facultät zu Rostock that. Und gerade hier müssen wir nochmals unsern theuren Philippi gedenken, eines Mannes; wie die sämmtlichen deutschen Universitäten dieses Jahrhunderts seines Gleichen nicht aufzuweisen haben. Zu den großartigsten Leistungen Kliefoths gehört endlich noch, daß er, eine Autorität auf dem Gebiete der Liturgik, die mecklenburgische Landeskirche mit einer durchaus rechtgläubigen Agende bedachte. Was das zu bedeuten hat, möge man erkennen, wenn

man bedenkt, daß während der Zeit des herrschenden Nationalismus jeder Pastor taufte, absolvirte zc., wie er wollte. Ja, Schreiber dieses kann versichern, daß er selbst noch einmal von einem supranaturalistischen Nationalisten „absolvirt“ worden ist auf eine Weise, die überhaupt keine Absolution war. Doch das war immerhin eine Ausnahme. Im Großen und Ganzen hat Kliefoth mit solchem Unfug aufgeräumt, wie es auch sein Verdienst war, daß noch in anderer Weise der Anfang heilsamer Kirchenzucht gemacht wurde. Pastoren, welche etwa in Gewissensnoth Confirmation oder kirchliches Begräbniß verweigern mußten, fanden Unterstützung bei ihm zc. Durch das alles ist Kliefoth bei der ungläubigen Welt nicht nur, sondern auch bei den Unirten, von denen er gleichfalls nichts wissen wollte, in den Verdacht des „schwärzesten Orthodogismus“ gekommen und hat auch der öffentlichen Verspottung seitens eines Fritz Reuter nicht entgehen können. So hat er denn in der That um seines Glaubens und Bekenntnisses willen an seinem Theile die Schmach Christi reichlich zu tragen gehabt. Ach, daß wir also fortfahren könnten in Anerkennung dieses Mannes, zu dem wir einst so hoch hinaussahen und dem auch wir direct oder indirect so viel zu verdanken haben! Allein um der Wahrheit willen können wir es nicht verschweigen, daß es Kliefoth, als die Zeit kam, da man sich vom zweiten zum dritten Artikel hindurch zu arbeiten anfang, erging, wie mehr oder weniger allen deutschen Theologen: er konnte sich nicht mehr zurechtfinden und verwirrte sich seitdem immer mehr. Das bestehende landesherrliche Kirchenregiment, das Staatskirchentum war ihm zu mächtig. Als die Revolution des Jahres 1848 dasselbe hinwegzuschwemmen drohte, hatte er zwar mit andern seines Gleichen noch so viel Klarheit, daß er die (zwar auf sündlichem Wege herbeigeführte) Gelegenheit, zur Freikirche zu kommen, mit einer gewissen Freude begrüßte. Wie ein Lichtblick tauchte noch einmal in seiner „Denkschrift“, eine neue Kirchenverfassung betreffend, die so hochwichtige Wahrheit von dem allgemeinen Priestertum der Christen auf. Allein es war das letzte Abendroth von einem selbst durch den Nationalismus (freilich unverständenerweise) hindurchgeretteten Stück lutherischen Bekenntnisses. Die Revolution wurde glücklich niedergeschlagen und die nun beginnende Reaction nahm die letzte Hoffnung auf Befreiung der mecklenburgischen Landeskirche von der Staatsherrschaft hinweg und wurde zugleich der Anfang des Rückganges. Bereits im Jahre 1854 erschienen Kliefoths unglückliche „Acht Bücher von der Kirche“, unvollendet zwar, doch leider auch unwiderrufen bis auf diesen Tag. Wir verzichten auf ein näheres Eingehen auf dieses für die mecklenburgische Landeskirche so unheilvoll gewordene Buch. Wir glauben alles gesagt zu haben, wenn wir wiederholen, daß Kliefoth sich im dritten Artikel des christlichen Glaubens durchaus nicht zurechtfinden konnte. In Bezug auf diesen Artikel schwamm er fortan durchaus in römischem Fahrwasser. Wenn der jetzige „erste Geistliche Mecklenburgs“, der Oberkirchenrath Bard zu Schwerin, noch in seiner Leichenrede diese Thatsache in Abrede genommen hat, so kann uns das nicht wundern bei einem Manne, der überhaupt nicht weiß, was Christentum ist. (Vgl. „Freikirche“ 1894, Seite 47.) So grundgelehrt Kliefoth sonst sich zeigte (so namentlich in seinen liturgischen Abhandlungen, deren dogmatische und dogmengeschichtliche Grundlagen zum Theil klassisch genannt zu werden verdienen), hat er doch leider es unterlassen, mit der durch einen Mann wie Dr. Walther wieder ans Licht gezogenen lutherischen Theologie sich genügend bekannt zu machen und von ihm zu lernen. Was konnte aus America Gutes kommen? Er begnügte sich, eine unverstandene „Uebersetzungslehre“ einfach zu verwerfen. Wußte er doch nicht einmal mehr, was christliche Kirche ist. Das Staatskirchentum, das Institutionskirchentum hatte seinen von Natur so nüchternen Sinn völlig verwirrt. Das vierte Gebot, wie es zwar mit

Recht gegen die Revolution geltend gemacht worden war, sollte nun auch in der Kirche alles entscheiden. So trat denn an die Stelle des Wortes Gottes und der christlichen Freiheit ein neues Papstthum. Nicht, daß wir Kliefoth für seine Person hierarchischer Gelüste beschuldigen wollten. Das sei ferne. Das haben wir auch bei einem Huschke nie gethan und werden es nicht thun. Allein mit der rechten lutherischen Lehre war im Princip gebrochen, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Man bildete sich ein, zum vollen lutherischen Glauben und Bekenntniß zurückgekehrt zu sein, und doch war man auf halbem Wege stehen geblieben. Zwar schien die im Jahre 1859 unter dem Hohn nicht allein der ungläubigen, sondern auch der halbgläubigen Welt und namentlich der Professorenwelt, vor sich gehende Absehung des Rostocker Professors Baumgarten noch ein Nachklang von der Entschiedenheit eines wirklich Zucht übenden Kirchenregimentes zu sein, die der mecklenburgischen Landeskirche bis heute den Namen der „bestlutherischen“ eingebracht hat. Allein man thut nicht unrecht, die Entscheidung zu diesem Schritte in einem Gewichtlegen nicht so sehr auf Reinheit der Kirchenlehre, als vielmehr auf Ausrottung eines kirchenpolitischen Liberalismus zu sehen. Ist es doch schon um dieselbe Zeit geschehen, daß ein Dieckhoff seine später mit so großer Hartnäckigkeit vertheidigte Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift in einer mit Kliefoth gemeinsam herausgegebenen kirchlichen Zeitschrift auszusprechen wagen durfte. Noch war freilich Philippi da, je länger je mehr zum alten lutherischen Glauben und Bekenntnisse zurückkehrend. Doch seine Stellung wurde, wie er selbst uns in den letzten Jahren seines Lebens klagte, eine mehr und mehr isolirte. Kliefoth und Dieckhoff hielten zusammen. Wie man einen Brauer behandeln konnte, ohne daß auch nur ein Hund zu mucken wagte, und welche Richtung die mecklenburgische Landeskirche in Bezug auf Lehre und Leben angenommen hat, seitdem sie, anstatt zur Schrift und den in ihr begründeten lutherischen Symbolen sich zu bekennen, beide als irrig verwerfen und, die sich dazu bekennen, verkehren und verdächtigen läßt, ist den aufmerksamen Lesern unsers Blattes bekannt. Wir haben aber diesen Nekrolog eines unserer lutherischen Freikirche entschieden feindlich gesinnten Mannes so weitläufig werden lassen, weil mit seiner 50jährigen Amtsführung und nun auch mit seinem Leben ein nicht unbedeutendes Stück der neueren Kirchengeschichte abschließt. Jetzt scheint die mecklenburgische Landeskirche, gebunden vom Staat und geführt von einem Pelagianer, allen möglichen Winden falscher Lehre preisgegeben, und dabei auf den äußeren Rechtstitel einer „evangelisch-lutherischen“ Kirche pochend und auf den Vorgang leider auch eines Kliefoth sich berufend. Letzteres hat bereits der Rostocker Diakonus Pries in einem Nekrologe über Kliefoth im „Rostocker Anzeiger“ vom 29. Januar gethan, da er, selbst gegen „todte, verstandes- und gedächtnißmäßige Glaubenserkennntniß“ eifernd, von Kliefoth schreibt, er selbst habe es als eine „Mißhandlung“ angesehen, daß man ihn des „Confessionalismus“ (Bekenntnißmäßigkeit) angeklagt habe, und daß Kliefoth „häufig ein brüderliches Zusammenarbeiten da noch für möglich (hielt), wo theologische oder religiöse Richtungen andern längst eine Trennung zu heischen schienen. Wie wenig er ein fanatischer Orthodoxer sein wollte, als welcher er so viel verschrien ist, zeigte er selbst, als er seinen Diöcesanen empfahl, Fleiß zu thun, nicht so sehr rechtgläubig zu sein, als recht gläubig“. Damit ist denn Kliefoth und die es mit ihm halten, auf das Niveau eines vulgären Unionsmannes hinabgesunken, wenn freilich eines unter „lutherischer“ Flagge segelnden, wie solches ja überhaupt der Character der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Conferenz“ mit ihrer gleichnamigen Kirchenzeitung, der Leipziger Mission zc. ist, zu deren Gründern und Leitern nebst Luthardt und andern gerade auch Kliefoth gehörte. Mit Unrecht aber nehmen diese Unions-



Ieute die „rechte Gläubigkeit“ für sich in Anspruch, so lange sie dieselbe, wie sie thun, in Gegensatz gegen eine von ihnen verachtete „Rechtgläubigkeit“ stellen, und so sehen wir zu unserm aufrichtigen Bedauern ein gutes Stück von dem Schein des Martyriums, welcher sich um Kliefoths Haupt gebildet hatte, nur zu bald verblischen.

Gr. (Freikirche.)

**Früchte der ungläubigen Theologie:** Ganz traurige Verwirrung richtet die moderne deutsche Universitätstheologie bei den Studenten an. Das zeigt wieder recht ein Vorkommniß, das in einem Artikel des Februarheftes der „Wahrheit“ berichtet wird, die der in so trauriger Weise bekannt gewordene württembergische Pfarrer Schrempf herausgibt. Da erzählt ein Student, wie er im dritten Semester von einem bekannten Geistlichen aufgefordert worden sei, beim heiligen Abendmahl zu assistiren. Er habe das Anerbieten angenommen und seine Eltern seien hoch erfreut gewesen, in der Hoffnung, ihren Sohn zum ersten Mal amtiren zu sehen. Doch je näher der Tag gekommen sei, um so unheimlicher sei ihm zu Muth geworden. „Ich hatte den Kelch zu reichen. Was sollte ich aber dabei sagen? Sollte ich die üblichen Worte wiederholen? Sie erschienen mir unklar und unevangelisch. Daher glaubte ich die Formel abändern zu müssen. Da ich mit der Lehre von der Genugthuung durch Christi Tod gebrochen hatte, waren vor allem die Worte: ‚für euch vergossen zur Vergebung der Sünden‘ mir ein Stein des Anstoßes. Trotz aller Mühe konnte ich mich aber doch mit meiner neuen Formel, welchen Ausdruck ich ihr auch verleihen mochte, nicht zufrieden geben. In meiner Noth wandte ich mich an Studiengenossen; sie meinten, ich hätte einfach den Instructionen des Pfarrers zu folgen, den ich vertrete; nicht ich, sondern er trage die Verantwortung. Auch dies wollte mich nicht befriedigen. Der Sonntag kam, ich ging in die Kirche; von der Predigt hörte ich wenig; in meinem Innern tobte es; ‚conventionelle Lügen‘, ‚intellectuelle Redlichkeit auf der Kanzel‘, das schwirrte mir durch den Kopf. Da trat der Geistliche an den Altar, las die Einsetzungsworte in der gebräuchlichen Form vor, und ich — nachdem ich den Kelch ergriffen hatte — ich sprach sie nach. Aber in meinem Herzen wogte es wie ein Herbststurm und die Freude war dahin.“ Kein Wunder, da er gerade bei der heiligsten Handlung etwas als Wahrheit aussprach, was er innerlich für lauter Lüge und Betrug hielt. So bringt diese „trunkene Wissenschaft“, speciell die Ritschl'sche Irrlehre, die Theologiestudirenden nicht nur um den rechten Glauben, sondern macht sie auch zu elenden Heuchlern. Was soll daraus noch werden? Und gerade die „gläubigen“ Professoren machen nun dem überhandnehmenden Unglauben immer mehr Zugeständnisse, werden immer unfähiger, den Liberalismus in der Theologie zu bekämpfen. Manchen Studenten, die noch gläubig das Elternhaus verlassen und die Universität beziehen, wird es selbst ganz angst und bange, und einer derselben spricht im „Reichsboten“ folgende Klage aus: „Es ist entsetzlich ängstlich, unter den bestehenden Verhältnissen Theologie zu studiren. Kaum je war die Wissenschaft der Theologie“ (!) „so in sich selbst uneins und zweifelhaft wie heute. Es kommt bei der Lage der heutigen Theologie mehr als je auf den Willen an, den der Jüngling in das theologische Studium mit hineinbringt. In schroffer Scheidung stehen die theologischen Parteien sich gegenüber, der junge Theologe steht je nach der besonderen Beanlagung, der elterlichen Mitgift, oder der inneren Glaubenserfahrung vor der Wahl. Wir dürfen von unsern theologischen Lehrern durchaus verlangen, daß sie selbst eine feste Stellung gewonnen haben; denn kann auch ein Blinder einen Blinden leiten? . . . Aber erst kürzlich hat der zwar gläubige“ (?) „alttestamentliche Theologe D. Köhler in Erlangen sich zu gefährlichen Concessionen an die kritische Schule bewegen lassen. Wie sollten sich die jungen Theologen dazu stellen? Wir sahen uns wieder beunruhigt, und die That-

sache, daß die alttestamentliche Theologie einer bedenklichen Krisis entgegen gehe, drängte sich uns deutlicher auf. O ihr verehrten Herren auf den Lehrstühlen der Universitäten, überlegt euch doch erst betend jedes Wort, das ihr mündlich oder schriftlich ausgebt; es handelt sich um eine junge Saat Gottes, die der schonendsten Pflege bedarf. Gebt uns die rechte Ausrüstung für das praktische Amt! Wie können wir andere lehren, wenn wir selbst im tiefsten Grunde ungewiß sind? Wir wollen schweigen von den Kathedern, auf welchen der offenbare antichristliche Unglaube thront; der Herr wird streiten, aber das wahre Israel möge sich zu seinen Hütten schaaren. Du aber, du Volk der gläubigen Laien, bitte den Herrn, daß Er Lehrer und Professoren, vom Geiste gesalbt, sende; bete für deine geängsteten und verstörten jungen Theologen, die dich einst weiden und führen sollen zu frischen Wassern!“

L. F.

**Aus der Rheinprovinz.** Der vielbesprochene Vortrag des Prof. Meinhold auf dem Bonner Feriencurs ist nun gedruckt, und auch hier müssen wir wie bei Prof. Grafe sagen, daß der Bericht in „Licht und Leben“ im Wesentlichen durchaus richtig wiedergegeben hat; ja die Wirklichkeit ist noch schwerwiegender, als jener erstmalige Bericht. Meinhold entwirft zuerst das Bild der Geschichte Israels, wie es bisher von den bedeutendsten Theologen, wie von Hofmann, Delitzsch u. c. vertreten wurde, und wie es nach Meinholds eigenem Zugeständniß durch die Darstellung der heiligen Schrift selber nahe gelegt wird. Er gibt weiter zu, daß das Neue Testament die meisten bisherigen Darlegungen bestätigt; man kann genug Herrenworte, Ausführungen des Paulus, des Hebräerbriefes und andere Schriften als Beweise beibringen. Nach diesen Zugeständnissen fährt Meinhold fort: „Dieser Geschichtsaufriß ist nach allen Seiten hin vollkommen unhaltbar. So schmerzlich es auch sein mag, so sehr auch mancher damit das ganze Gebäude seines Glaubens ins Wanken gebracht fühlen mag — es ist mir nicht anders ergangen —, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Forschung verlangt diesen Schritt.“ „Für einen geschichtlichen Aufriß der Anfänge von Israels Religion und Geschichte fällt die Patriarchenzeit, und was wir von ihr hören, vollkommen hinweg. Man muß auch mit dem letzten Rest einer solchen Anschauung aufräumen, die sich fast unbemerkt noch bei Forschern behauptet hat, bei denen man es kaum vermuthen sollte, z. B. bei Schult, Alttestamentliche Theologie.“ Nach Meinhold fehlt für einen Aufenthalt der Hebräer in Canaan vor Moses, also auch für die Figuren der Patriarchen vollkommen der Boden. „Die Patriarchen sind weiter nichts als das Ideal-Israel, ihr Verhältniß zu Jehova eine Abspiegelung des zwischen Jehova und seinem Volk in der besten Zeit (800) bestehenden Verkehrs.“ „Der erste Eindruck dieses Resultats ist, ich leugne es nicht, ein außerordentlich niedererschlagender. Abraham, der Vater der Gläubigen, des Paulus Lieblingsfigur; Abraham, der Christi Tag sah und freute sich, in dessen Schooß wir Lazarus wissen; Abraham, Isaak und Jakob, die mit den Befehlten der Heiden zu Tische saßen, während die Kinder des Reichs, das heißt, die Israeliten, ausgestoßen werden, sie, die gerade durch ihre leibliche Abkunft ein besonderes Anrecht auf die Güter des messianischen Reiches zu haben meinten (und diese leibliche Abkunft wird ja selbst von einem Paulus nicht gering angeschlagen); die Männer, deren Gott sich Jehova nennt und damit, da er nicht ein Gott der Todten ist, kundthut, daß der Mensch fortlebe und einer Auferstehung entgegengehe, alles dies nur Phantasiegebilde ohne Wirklichkeit.“ In der That der herbste Radicalismus, der je auf einem theologischen Lehrstuhl das Wort führte. Wenn Meinhold, um den Schaden einer solchen Theologie zu entkräften, die Behauptung aufstellen zu können glaubt, daß für die Propheten des alten Bundes und für die Religion Israels die Patriarchengeschichte gar keine heilsgeschichtliche Bedeutung



gehabt habe, so ist das nur eine weitere radicale Hypothese, über deren Wirkung sich Meinhold sicherlich täuscht. Das Urtheil überlassen wir dem Leser und möchten nur zum Schluß anfügen, was das von Consistorial-Rath Dr. Gilsberger in Königsberg herausgegebene „Evangelische Gemeindeblatt“ hierüber schreibt: „Prof. Meinhold, im August 1861 geboren, ist 33 Jahre alt, an die eigentlichen Tiefen der Wissenschaft hat er doch kaum gerührt. Die Pietät gegen seinen Vater, den bekannten Führer der confessionellen Lutheraner, Sup. Dr. Meinhold in Kammin († 1888), hat ihn, wie er selbst sagt, nicht abhalten dürfen, der ‚Wahrheit‘ die Ehre zu geben. Aber hätte ihn nicht die Erwägung seiner Jugend, das Besinnen darauf, daß er doch eigentlich erst zu den Füßen eines Meisters, Wellhausen, gesessen und da den jugendlichen Trieb bekommen habe, über denselben thunlichst noch hinauszugehen, bewegen sollen, vorerst seine Weisheit noch zurückzubehalten und nicht mit jedem Wort auf die Geistlichen des Ferienkursus, meist doch gereifte Männer, einzudringen, um ihnen den Boden ihrer Amtsthätigkeit zu lockern oder gar ganz wegzuziehen?“ (A. E. L. K.)

**Aus Hamburg.** Der „Greuel der Verwüstung“ auf den Kanzeln Hamburgs, von welchen Landger.-Dir. Dr. Niede bei Besprechung des Nothschreies von Pastor Glage geredet hat, wird natürlich von der römischen Presse nicht ohne Genußthuum verzeichnet. Die „Germania“ ergeht sich in den schwersten Anklagen gegen die Hamburger Geistlichkeit, welche, wenn sie auf Wahrheit beruhen, in der That alle Gerüchte noch übersteigen. Sie schreibt: „Pastor Nebattu steht mit seiner Lehre nicht allein, er hat in Hamburg ungefähr fünfzehn Gesinnungsgeoffenen. Wer die Hamburger kirchlichen Verhältnisse kennt, dem ist derlei nichts Neues. Schon seit circa 30 Jahren kann man dort den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte sehen. Oder was ist es anders, wenn Albrecht Krause in seiner Einführungspredigt über den Spruch: ‚Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert‘, sagte, er werde mit dem Schwert der Vernunft den Aberglauben in der Kirche zerstören; wenn derselbe in einer Himmelfahrtspredigt redete über ‚Die Unmöglichkeit der Himmelfahrt Christi‘, denn 1. ihre Denkbarkeit ist unmöglich; 2. ihre Bezeugung ist sehr ungewiß; wenn von einem Anderen getauft worden ist folgendermaßen: Ich taufe dich auf den Namen des Allvaters, des großen Lehrers Jesu und des christlichen Geistes; wenn im Confirmandenunterricht den Kindern erst von Taschenspiellern und Zauberkräften erzählt wurde, und im Anschluß daran die Wunder Jesu behandelt wurden.“ (A. E. L. K.)

**In Oldenburg** und überhaupt in Deutschland macht gegenwärtig der Fall Partisch viel von sich reden. Seit 11 Jahren war in der Landeshauptstadt ein Pfarrer, der sich Dr. Partisch nannte, an einer lutherischen Kirche angestellt. Vor kurzem wurde er wegen Unterschlagung von 20,000 Mark verhaftet und bei der Untersuchung stellte sich Folgendes heraus: Partisch ist römischer Confession und niemals übergetreten. Sein Vater in Wien, den er als Hofrath, Professor, Ritter bezeichnete, war Hausdiener. Bis zu seinem 16. Jahr besuchte er ein römisch-katholisches Erziehungsinstitut; nie hat er ein Gymnasium besucht, an keiner Universität Theologie oder irgend etwas studirt, sein Doctortitel ist ein Schwindel. Glänzende Zeugnisse vom Gymnasium und von der Universität, über die bestandene geistliche Prüfung, über die Oberlehrerprüfung, über erfolgreiche Thätigkeit als Hauslehrer, über seine Ordination zc. hatte er in Hülle und Fülle, — sie waren alle gefälscht; Bücher, Erbauungsschriften hat er geschrieben, — sie waren aus englischen Werken abgeschrieben; kirchliche Vereine hat er gegründet und ihre Kassen geführt, — das Geld hat er unterschlagen. Dabei war er in seiner Gemeinde sehr beliebt und besonders seiner Wohlthätigkeit wegen geschätzt, arbeitete auch aufs eifrigste



auf dem Gebiet der inneren Mission. Man fragt sich, wie es nur möglich war, daß ein solch großartiger Betrug so lange unentdeckt bleiben, daß Partisch überhaupt ins Predigtamt gelangen konnte! Den Feinden der Kirche aber ist es ein willkommenener Anlaß zu allerlei Hohnreden und Lästerungen. L. F.

**Sachsen.** Aus Dresden wird gemeldet, daß die Austritte aus der sächsischen Landeskirche von Jahr zu Jahr zunehmen. Sie weisen für 1893 namentlich große Zahlen auf. In dem Jahre 1893 — für 1894 liegen die Zahlen noch nicht deutlich vor — sind im Ganzen 727 Austritte aus der Landeskirche erfolgt, fast noch einmal so viel als vor fünf Jahren und mehr als in einem der Vorjahre. Diesen 727 Austritten aus der sächsischen Landeskirche stehen nur 256 Uebertritte gegenüber, so daß auf je 100 Austritte nur 35,2 Uebertritte entfallen. Noch im Jahr 1890 war das Verhältniß nahezu gleich. Das sind ernste Zahlen, welche zu denken geben; und wenn auch der Haupttheil der Austritte durch die Propaganda der glaubenslosen Socialdemokratie bewirkt wird, so gehen doch alljährlich auch viele ernster gerichtete Mitglieder der Landeskirche verloren durch Uebertritte zu den Secten und anderen Gemeinschaften. Ganz besonders haben im Königreich Sachsen die apostolischen Gemeinden an Boden gewonnen; sie sind stetig gewachsen und im Jahre 1893 sind zu denselben allein 309 Personen übergetreten. Es folgen nach Größe der Uebertritte die Methodisten, die Baptisten und die Darbyisten; auch hat sich eine neue sectirerische Bewegung unter dem Namen der christlichen Brüder bemerkbar gemacht, welche nach Art der ersten christlichen Gemeinden besonders Gewicht auf die mit den sonntäglichen Abendmahlsfeiern verbundenen Liebesmahle legen. Der Spiritismus wächst in der Verborgenheit weiter und scheint an Ausbreitung ziemlich zugenommen zu haben. Bezüglich der Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche ist zu bemerken, daß ihre Erfolge nicht im Verhältniß stehen zu ihren Anstrengungen, wie dies die Taufen und Trauungen der Mischehen beweisen. (N. L. K. Z.)

**Baseler Mission.** Auch in dieser Mission hat sich ein Streit über die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift erhoben. Ein theologischer Lehrer am Missionshause, Pfarrer Kintler, hat der modernen Bibelkritik große Zugeständnisse gemacht, hat das Buch Hiob, die Psalmen, den Prediger Salomo nur für „Gebete in dichterischer Form, Gebetslieder“ erklärt, die mosaische Verabfassung des Pentateuchs angetastet etc. Damit hat er in den gläubigen Kreisen in Württemberg und in der Schweiz, die die Mission unterstützen, großen Anstoß erregt und Widerspruch hervorgerufen. Es bleibt jedoch noch abzuwarten, ob auch wirklich etwas geschieht. L. F.

**Heilsarmee.** Zum ersten Mal ist ein Congreß der deutschen Heilsarmee zusammengetreten. Er nahm in Berlin am 23. Januar seinen Anfang. Der „Commandeur“ Booth-Tucker berichtet: Die Heilsarmee hat seit ihrem kurzen Bestehen in Deutschland jetzt eben so viel Offiziere, als sie in England nach schon 13jährigem Bestehen hatte. Jetzt hat die Heilsarmee in der ganzen Welt 11,000 Offiziere. Im letzten Jahre haben sich 250,000 Menschen der Heilsarmee angeschlossen. 25,000 davon waren notorische Trunkenbolde. 80 Prozent derselben sind beständig in der Besserung geblieben. Augenblicklich ist die Gesamtzahl der socialen Anstalten der Heilsarmee 260, darunter 55 Rettungshäuser für gefallene Mädchen und Frauen, 40 Heimstätten für entlassene Strafgefangene, 58 Speisehäuser und Obdachstätten, 24 Arbeitsnachweiskbüros, 23 Werkstätten, 6 Landcolonien. Die Totalausgaben, einschließlich großer Miethen, betragen für die entlassenen Strafgefangenen 1,460,000 Mk. 1,400,000 Mk. bringen die Leute durch ihre Arbeit selbst auf; der englischen Regierung würde jeder dieser Entlassenen, Trinker etc. durchschnittlich 400 Mk. im Jahre kosten, der Heilsarmee kosten sie 92 Mk. jährlich. „Der

General Booth ist ein großer Philosoph! Er hat das große Geheimniß entdeckt, wie man einem Menschen eine Mark in den Mund stecken und 99 Pfennige wieder aus den Fingern nehmen kann, während man sonst zwei Mark geben muß, um eine Mark einem Armen zu bringen.“ Auch unter den Heiden hat die Heilsarmee große Erfolge gehabt. 25,000 Hindus hat sie bekehrt (?). Ganze Dörfer haben sich ihr zugewendet und ihr die heidnischen Tempel übergeben. Auf diese Weise sind dem Heidenthum 17 Tempel entrisen worden. Bemerkenswerth ist, was Booth-Tucker von dem Nutzen der Heilsarmee gegenüber den anarchistischen Mordplänen sagt: In einem der mächtigsten Reiche Europas hätten die Anarchisten beabsichtigt, den Herrscher desselben in die Luft zu sprengen, sobald er mit seiner Equipage über eine gewisse Brücke fahren würde. Dynamit war bereits unter den Brückenpfeiler gelegt und der Mord sollte geschehen. Einer der Anarchisten besuchte eine Versammlung der Letzteren, wurde bekehrt und machte von dem Mordplane Mittheilung. Sofort wurde die betreffende Regierung benachrichtigt und das Attentat so vereitelt. (!?) Der Anarchist aber sei jetzt Offizier der Heilsarmee, ebenso der Compagnon des berüchtigten Ravachol; ferner sei ein Mann bekehrt, der nach seinem Geständniß den Bürgermeister einer großen schwedischen Stadt habe ermorden wollen. In einer der nächsten Verhandlungen, so führt der Redner am Schluß seiner Ansprache aus, werde ein Mann sprechen, der bereits dreißig Mal Gefängnißstrafe gehabt und jetzt deutscher Offizier der Heilsarmee sei.

(M. G. L. R.)

**Aus Rußland.** Die Universität Dorpat wird bald den letzten deutschen Docenten verloren haben. Prof. Mühlau geht nach Kiel und Prof. Dragendorff nach Rostock. Es mag am Platze sein, einen kurzen Rückblick über die Geschichte der Universität zu geben. Gustav Adolf war es, der sie im Jahre 1632 vom Feldlager in Nürnberg aus ins Leben rief. Die Wirren der Kriege zerstörten aber das Werk wieder und das 18. Jahrhundert hindurch war es völlig verschwunden. Nachdem Alexander I. 1802 die Hochschule neu begründet hatte, folgte eine lange Reihe glücklicher Jahre, in welchen trotz des deutschen Geistes, der unter Professoren und Studenten lebte, dem russischen Reiche treue und tüchtige Diener erzogen wurden. Von den Verschwörungen und nihilistischen Umtrieben des russischen Universitätswesens blieb Dorpat bewahrt. Selbst eingeborne Russen, wie der wissenschaftlich hervorragende Pirogoff, mußten gestehen, daß in Dorpat im Gegensatz zu den russischen Universitäten echte wissenschaftliche Durchbildung erworben werde. Das Hinüber und Herüber, das aus den deutschen Universitäten tüchtige Kräfte nach Dorpat führte und andererseits wieder den deutschen Hochschulen einen sehr bedeutenden Procentsatz aus Dorpat stammender Professoren schickte, hielt den Zusammenhang zwischen dem deutschen Mutterlande und den baltischen Provinzen lebendig. Es ist eine ganze Reihe von jetzt lebenden deutschen Docenten in Dorpat unterrichtet worden, oder sie haben selbst dort ein Lehramt bekleidet. Wir nennen nur die Theologen Seeberg, Adolf Harnack, dann Ratorp 2c. Aber das ganze blühende Leben Dorpats wurde von dem russischen Chauvinismus verschlungen, so daß die Universität jetzt ein Schatten von dem ist, was sie früher war. Wegziehende Professoren werden durch minderwerthige russische Lehrkräfte ersetzt. Die Wirkung der Russificierungsmaßregeln, die Karl Schirren bereits 1869 in einer Schrift voraussagte, ist auch bei der Universität Dorpat eingetreten: „Solitudinem faciunt, pacem appellant“ („Sie schaffen eine Wüste und nennen das Frieden“).

(M. G. L. R.)